
3 1761 07165107 9

Schiller's Jugendjahre.



F. Schiller.

Schiller's Jugendjahre

von

Eduard Boas.

Herausgegeben

von

Wendelin von Maltzahn.





Erster Band.

Mit dem Bildnisse Schiller's nach einer Originalsilhouette.

Hannover.
Carl Rümpler.
1856.



Schrift und Druck von Fr. Culemann in Hannover.

Vorrede.

Die von dem Herausgeber dargebotene Jugendgeschichte Schiller's, ist das nach jahrelangen Studien, mit beharrlichem Eifer, ausgeführte Werk seines verstorbenen Freundes Eduard Boas (geboren den 18. Januar 1815, zu Landsberg an der Warthe), der in der Blüthe seines Lebens (er starb am 29. Juni 1853 daselbst), mitten in der vollen Kraft des Schaffens, der irdischen Laufbahn entrißen wurde; und wir werden gewiß beklagen, daß uns von seinem schönen Unternehmen: ein vollständiges Lebensbild Schiller's, zu entwerfen, nur die hier mitgetheilten Jugendjahre hinterlassen sind; da die bereits bekannten Forschungen des Verfassers, aus dem Gebiete der Literaturgeschichte, uns berechtigten — vorzüglich seine letzte: Schiller und Goethe im Xenienkampf. (Stuttgart und Tübingen) 1851,

ein Werk, welches seiner Natur nach allerdings Berichtigungen erleiden, aber in seiner Gesammtheit nicht wohl übertroffen werden kann — eine ausgezeichnete und umfassende Darstellung zu empfangen.

Während der Herausgeber die Handschrift zum Abdrucke vorbereitete und einige bibliographische Anmerkungen hinzufügte, — die er noch hätte erweitern, und durch neue Mittheilungen ergänzen können — ließ er ein Fragment aus derselben (s. Band II. S. 101—119) erscheinen, um dem Willen des Verfassers zu entsprechen; denn unter den Notizen fand sich dieser Abschnitt für die Ankündigung des Werkes bezeichnet, und erwählte der Herausgeber die Weimarischen Jahrbücher (Band II. Heft II.) hierzu.

Der dem Buche beigegebene Schattenriß — wohl

die früheste Abbildung von Schiller's Gesichtsformen, welche uns aufbewahrt — wurde durch die große Güte der Freifrau von Gleichen-Rußwurm (Schiller's Tochter) dem Herausgeber für die Bekanntmachung überlassen. Die Originalsilhouette rührt aus dem Nachlaß der Schwester des Dichters, Christophine her, und die hochgeschätzte Besitzerin derselben, begleitete diese schöne Reliquie durch nachfolgende Bemerkung:

„Tante Reinwald sagte mir immer, diese Silhouette „sei vortrefflich; besonders der trotzige Mund sehr „gelungen. Sie wandelte in ihrem Zimmer auf und ab „oft von dem Bruder erzählend, wobei sie versuchte einen „solchen Mund zu machen, um ihn mir recht deutlich zu „geben." —

Und hiermit überreicht der Herausgeber in inniger

Freude, aber mit Wehmuth, diese Aufzeichnungen allen Verehrern des unsterblichen Dichters. Den ehrwürdigen Eltern, der verehrten Gattin, den lieben Geschwistern, den Verwandten und den Freunden des geschiedenen Verfassers, möge dieses Denkmal, das die Freundschaft errichtet, auch eine Erinnerung an den Herausgeber sein.

Berlin, am Geburtstage Schiller's
1855.

Wendelin von Maltzahn.

Einleitung.

Wenn der Schneesturm im Norden über die kahlen Felder und Wälder zieht, dann läßt man sich am warmen Kamin gern von südlichen Küsten erzählen, wo ein ewig blauer Himmel lacht, wo die Natur ihre schwellende Lebensfülle ausgeschüttet hat. So wendet sich, während die Haine der deutschen Poesie unter schwerer Winterdecke ruhen, unser Blick freudig auf jene Tage, die uns mit dem Hochgefühl des Besitzes und mit der Hoffnung eines künftigen Gewinnes durchströmen. Wir haben es der kargen Gegenwart zu danken, daß uns manch werthvolles Gemälde aus der Vergangenheit unserer Literatur vorgelegt wurde. Besonders war Goethe der Mittelpunkt, dem man seit Jahren die sorglichste Aufmerksamkeit widmete, und wo gäbe es auch eine reichere vielgestaltigere Welt, als die achtzig Jahre dieses wunderbaren Dichterlebens. Zwar hat er uns selbst mit kühnen und frischen Farben geschildert, wie die seltene Agavenblüthe der Dichtkunst sich in ihm entfaltete, aber trotzdem waren noch genug einzelne leisere Pflanzenadern zu studiren und mikroskopisch zu betrachten. Goethe's Werke eignen sich ganz vorzüglich zum Zergliedern, zum Erläutern; hingebende Liebe und philologischer Fleiß finden beide unendliche Nahrung darin.

Wenn nun der treue Eifer dieser Goetheforschung wahrhafte Anerkennung verdient, so darf darüber jedoch das Studium Schiller's nicht zurück gesetzt werden. Beide Dichter gehören zusammen; sie haben gleiches Anrecht auf unsere Liebe, unsere Bewunderung. Dem früh geschiedenen Schiller war es nicht vergönnt, mit eigener Hand aufzuzeichnen, wie der Strahl des Genius sich in ihm gestaltete, bis er, erleuchtend und wärmend, auf dem Altar der Menschheit emporwallte. In seinen Werken sind die persönlichen Beziehungen ebenfalls nur sparsam ausgestreut; darum fällt es schwer, den geheimnißreichen Entwickelungsgang seiner Jugend zu verstehen, und uns ein klares Bild seines Lebens zu entwerfen.

Man hat uns Deutschen unsere Gründlichkeit beinahe zum Vorwurf gemacht, aber in Bezug auf Schiller's Biographie ist dieser Vorwurf gewiß unbegründet. Was uns dafür geboten wurde, erweis't sich, mit wenigen Ausnahmen, als ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von geistreicher Combination, spitzfindigen Folgerungen und baarem Unsinn. Um sich klar zu machen, wie dies möglich geworden, muß man, rückwärts gekehrt, die allmälige Entstehung jener Biographien beobachten.

Als der Schmerz über Schiller's raschen Tod so plötzlich, so unerwartet durch Deutschland zog, da wünschte man überall etwas Ausführliches von seinem Leben und Weben zu erfahren. Gewinnsüchtige Klageweiber sammelten sich auch alsbald um das frische Grab und wußten ihre Buchmacherei in das Gewand trauernder Freundschaft einzuhüllen. So entstanden die ersten Verfälschungen. Im Berliner Freimüthigen 1805, Nr. 107, ließ „— r" aus Leipzig nekrologische Notizen über Schiller abdrucken,

worin es heißt: „Ein Tyrannenlied in Schubart's Chronik entschied sein Schicksal. Von dem geängsteten Chronikenschreiber verrathen, verließ er sein Vaterland und seine Bestimmung als Regimentsarzt. Hier tritt auch seine Verbindung mit dem Dichter Stäudlin zur Herausgabe der Anthologie ein u. s. w." — Vom Verfasser dieses Aufsatzes, Professor J. G. Gruber, erschien bald darauf ein besonderes Büchlein:

Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie u. s. w. Leipzig 1805.

Gruber gab sich das Ansehn, als wären die Briefe, aus denen seine Schrift zusammengesetzt ist, anfangs nicht für das größere Publicum bestimmt gewesen, auch behauptete er, alles Mitgetheilte aus Schiller's eigenem Munde oder durch dessen Freunde erfahren zu haben. Aber das Machwerk begann gleich mit einem Kettensatz von Unwahrheiten: „Der zehnte November 1759 war der glückliche Tag, welcher Schillern der Welt schenkte. Zu Marbach im Wittenbergischen ward er geboren, wo sein Vater Lieutenant in herzoglichen Diensten war. Nachher avancirte er bis zum Major und ward Commandant auf der Solitüde. — Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch einige Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt gemacht hat und, so viel ich weiß, Associé der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim ist". — Schiller befindet sich auf der Karlsakademie, er schreibt dort seine Räuber; die Inspectoren sind grausam erzürnt darüber und beschließen, diese Schlange nicht ferner an dem mütterlichen Busen des Instituts zu nähren. Inzwischen hat der Dichter ein höchst mißfälliges Tyrannenlied in Schubart's Chronik einrücken lassen, deshalb hält

er nicht für räthlich, das Weitere abzuwarten, sondern entflieht aus der Akademie. In Mannheim findet er Unterstützung; zuerst benutzt er seine chirurgischen Kenntnisse zum Fortkommen und wird Regimentsarzt. Dann verschaffen ihm Dalberg und Klein eine Anstellung als Theaterdichter, auch giebt er, gemeinschaftlich mit Stäudlin, die Anthologie heraus. Schiller sehnt sich in die Welt, er geht nach Dresden, wo er das Lied an die Freude dichtet, wo er die Geschichte des Abfalls der Niederlande schreibt" u. s. w. u. s. w.

Gegen dies tolle Gewäsch trat sogleich, im 66. Stück der Tübinger gelehrten Anzeigen, vom 19. August 1805, ein wohlunterrichteter Kritiker auf, und zwar muthmaßlich Professor Conz, Schiller's Jugendfreund. Er entkleidete die Schrift ihrer angeschminkten Unmittelbarkeit und sagte: „Da sie durch die falschen Nachrichten, welche sie enthält, nachtheilig wirken könnte, so ist es Pflicht, je eher, je lauter vor ihr zu warnen. Traue man dem sanft auftretenden, empfindsamen Tone, womit der Leser im Anfange kirre gemacht werden soll, nur ja nicht! Das Ganze ist eine leere, fade, größtentheils erlogene Schrift, die ein Unwissender, oder — sollen wir es rund heraus sagen — ein hungriger, allzeitfertiger Scribent zusammengestoppelt hat".

Dagegen meinte der Verfasser eines ähnlichen Machwerks: Gruber verdiene allen Dank des Publicums für seine Arbeit, nur müsse hin und wieder Einiges berichtigt werden, zum Beispiel: „Goethe empfing Schillern bei seiner Ankunft in Weimar nicht mit herablassender Huld, sondern mit Herzlichkeit und Biedersinn. Denn Goethe war schon längst Schiller's Freund, als dieser in Weimar

ankam. Das feste Band derselben war schon zu der Zeit geknüpft, als Goethe mit dem Herzoge von Weimar auf Reisen sich befand, schon zu der Zeit, als er mit der Herzogin Amalia nach Italien reis'te". — Diese trefflichen Bemerkungen stehen in dem Büchlein:

Schiller, oder Scenen und Characterzüge aus seinem spätern Leben. Stendal 1805.

K. W. Oemler, der anonyme Verfasser, sagt im Vorbericht: „Weiter habe ich nichts zu erinnern, und nur noch das hinzuzufügen, daß ich seit dem Jahre 1794 öfterer um Schillern war, daß ich das Glück hatte, seinen Umgang und sein Zutrauen zu genießen (das letztere werde ich gewiß nie mißbrauchen!) und mit ihm eine geraume Zeit an Einem und demselben Orte lebte und wirkte. Nur noch das bitte ich nicht zu übersehen, daß ich lediglich von Schiller's späterem Leben rede, und nur Bruchstücke liefere". — Hier finden wir nun einen vollendeten literarischen Schwindler, der die elendesten Floskeln und Phrasen aus seinem eignen armseligen Gehirn zusammenrafft, um sie unserm Dichter in den Mund zu legen.

Ueber die Entstehung der Xenien behauptet er ganz genau unterrichtet zu sein, und citirt die widersinnigsten Dinge, welche Schiller in Bezug darauf geäußert haben soll. Endlich will er aber doch das wahre Geheimniß nicht verrathen, weil er sonst das Zutrauen des großen Mannes mißbrauchen und Andere kompromittiren würde. „Nur so viel, daß Schiller nicht der alleinige Verfasser der Xenien war, an ihrer Verfertigung den wenigsten Antheil hatte, und ihm diese Dichtung nicht eingefallen wäre, hätten nicht gewisse große und bekannte Männer den Stoff dazu hergegeben. Die meisten der Xenien entstanden in

einem gewissen freundschaftlichen Cirkel, viele aus dem Stegreif, und wurden von einem jungen Gelehrten, der sie bei dieser Gelegenheit im Gedächtniß behalten oder niedergeschrieben hatte, wieder producirt". — Bei Gelegenheit der Horen soll Schiller gesagt haben: „Das sind Werke für den spekulativen Buchhändler. Das ist Brodstudium! Man muß die Abgänge des Geistes sammeln, wie die ökonomische Hausfrau den Kaffesatz". — Bei der Nachricht von Klopstock's Hinscheiden, soll Schiller, der überhaupt nicht singen konnte, mit seiner kranken Brust Mitternachts am offenen Fenster, eine Ode gesungen haben. — Ueber Klinger, welcher bekanntlich erst 1831 starb, wird dem Dichter die komische Aeußerung untergeschoben: „Das war ein Mann, der viel genützt haben würde, hätte ihn nicht der Tod übereilt."

Zwar reklamirte man unverzüglich von Weimar aus gegen diese literarische Schmarotzerpflanze im Freimüthigen 1805, Nr. 164, und dasselbe Blatt lieferte in Nr. 168, unter der Rubrik „Nicht-Literatur", eine Abfertigung der Oemler'schen Sudelei. Dort heißt es: „Wie malt sich die Welt im Auge eines Insektes? Welche Vorstellungen von ihr entstehen im Hirn einer Fliege? Die Lösung dieser Frage könnte uns viel lehren, nicht über die Natur der Welt, doch über die — der Fliege. Leider werden wir sie nie erhalten. Zu welcher platten Fratze aber in einem sehr mittelmäßigen Kopfe das Wesen, der Charakter, die Empfindungsart eines großen Mannes verzerrt werden, kann man aus diesem Buche lernen. Schiller müßte ein sehr langweiliger Mensch gewesen sein, sähe ihm auch nur die Hälfte von dem ähnlich, was hier von ihm erzählt und erdichtet wird. Ein großer Theil des

Buches besteht aus offenbaren Unwahrheiten." u. s. w. — Auch in Falk's „Elysium und Tartarus 1806, Nr. 28", wurde das Lügengewebe dieser Schrift aufgedeckt und der Verfasser nach Verdienst gezüchtigt.

Um solche Urtheile kümmerte sich übrigens der elende Autor wenig. Einstweilen hatte er seinen Zweck erreicht, denn die Zeitung für die elegante Welt gab einen Auszug aus seiner Trugschrift, und — was ihm die Hauptsache war — das Publikum kaufte dieselbe. Nun ließ er denn bald ein neues Machwerk vom Stapel laufen: Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Stendal 1806.

Zwar hatte Oemler zuvor selbst erklärt, den Dichter erst seit 1794 gekannt zu haben, aber nun will er plötzlich auch dessen ganzes Jugendleben, bis in die kleinsten Spezialitäten, darstellen. „Ich gab mir nämlich Mühe", so heißt es im Vorwort, „mehrere seiner Freunde, von denen Schiller oft im spätern Leben mit so viel Enthusiasmus erzählte, kennen zu lernen, correspondirte mit ihnen, verglich den Inhalt der Correspondenz mit Schiller's Aeußerungen und einigen seiner früheren Werke, und so entstand dieses Werkchen, welches ich, eben so anspruchslos wie den ersten Theil desselben, Schiller's Verehrern und dem Publikum übergebe."

Hierauf wendet er sich gegen die ungünstigen Recensenten seines vorangegangenen Buches, haut wüthend um sich, und betheuert, nicht um des lieben Brodes willen Schriftstellerei zu treiben. Er sei ein Verehrer „des guten biedern Schiller", habe dessen Zutrauen, ja selbst dessen Fürsprache genoßen, und man möge ihm daher glauben, daß seine Mittheilungen nur Wahrheit enthalten. Aber,

wie absurd und lügenhaft die Anekdoten aus Schiller's späterm Leben auch zusammengewürfelt waren, durch die Fortsetzung wurden sie dennoch übertroffen. Demler gehörte zu den elendesten und frechsten Gesellen, welche jemals die Wege der deutschen Literatur unsicher machten; was der Schwamm seines Gehirn sich über Schiller ersonnen hatte, gab er mit schaamloser Miene als Biographie heraus. Allein gerade darum ist es nöthig, das Jammerwerk durchzugehen, denn der Leser muß eine Anschauung von der Quelle bekommen, aus der man fast ein halbes Jahrhundert lang Beiträge zu Schiller's Lebensschilderung schöpfte:

— „Schiller's Vater hatte in seiner Jugend Militairgeschichte emsig studirt, insonderheit die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Anfangs war er Lieutenant, dann Major und zuletzt Kommandant auf der schönen Solitüde. Schiller's Mutter hatte die Sanftheit und das Zarte, was an den Frauen so sehr gefällt, was die Herzen rascher und feuriger Männer so gern und ausdauernd an sie fesselt. Mit einer gefälligen Schönheit, einem leichten Witze und holder Munterkeit, verbarg sie ein glühendes Herz unter einer holdlächelnden Hülle. Mit liebens- und bewundernswürdiger Wärme hing sie in ihren frühern Lebensjahren dem Excentrischen und dem gaukelnden Spiele einer immer regen Phantasie an, und jeder Ausdruck ihrer Empfindungen, die kleinste Bewegung trug dieses Gepräge. Sie galt deswegen im Zirkel ihrer minder fühlenden Gespielen und Freunde als eine junge Schwärmerin*), ob

*) Schiller's Leben von G. Schwab, S. 10. — Schiller und sein väterliches Haus von Saupe, S. 72.

sie gleich der holdeste Frohsinn, ein nie zu ermüdender Scherz und eine schuldlose Schmeichelei begleiteten. Wenn ihre jugendlichen Freunde sich im Conzert, auf Bällen und Assembleen versammelten, dann saß das empfindsame und schwärmerische holde Mädchen oft am einsamen murmelnden Quell des nahen Wiesengrundes, und lauschte dem Lied der Nachtigall. Sie liebte das Spiel der Harfe und der Laute leidenschaftlich*), war Freundin der damals noch in der Wiege liegenden deutschen Dichtkunst, und heirathete ihren Gatten, welcher schon längst der Gegenstand ihrer unschuldigen Liebe gewesen war, aus Neigung und herzlicher Liebe. Sie dichtete einst selbst, am ersten Tage des Jahres 1757, ihrem Gatten folgende Strophen:

„O! hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! — Dann hätt' ich Dir gewunden
  Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
  Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne traun! daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
  Doch Eines frieret nicht — es ist mein liebend Herz,
  Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz.“

Schwab nimmt diese Dichtung wörtlich auf**), und fügt hinzu: „So anspruchslos diese Verse sind, so zeugen sie doch von einer Fertigkeit im Versbau und einem Sinne für den Rhythmus, welche nicht zweifeln lassen,

*) An beiden angeführten Orten.
**) Auch Saupe S. 73.

daß die Anlage zur äußerlichen Form der Poesie bei Schiller ein Erbstück von der Mutter war." — Richtiger würde es heißen müssen: Schiller's Poesie sei ein Erbstück von K. W. Oemler gewesen.

— Der kleine Fritz mußte der Mutter oft aus Klopstock oder Opitz vorlesen; zuweilen wurde auch Hoffmannswaldau gewählt, doch diesen Dichter mochte er gar nicht mehr leiden, seitdem er in einem Sonnet desselben die Stelle gefunden hatte, worin die Geliebte „der Phantasie Klystier" genannt wird. Wenn nun die Neujahrsgratulanten mit versificirten Glückwünschen das Haus bestürmten, rief Schiller: „Mutter, es ist ein Hoffmannswaldau draußen!" und wenn er wieder etwas von diesem Poeten vorlesen sollte, sagte er schalkhaft: „Ach, ich mag kein Klystier!" *)

— Ein alter Hausfreund der Familie, „man sagt, es sei Schiller's Oheim mütterlicher Seite gewesen", übernahm den ersten Unterricht des Knaben, während ein anderer Vertrauter des Hauses, ein Arzt, ihn über den Bau der Welt und des menschlichen Körpers spielend zu belehren suchte. In der Sammlung von Oelgemälden, welche sein Vater besaß (— „vielleicht als Familiengut der muthmaßlich aus Sachsen abstammenden Gattin", erläutert Schwab —) befand sich auch ein großes Bild, die Eroberung Magdeburgs darstellend. Der kleine, damals sechsjährige Schiller, dem die vielen ausdrucksvollen Gesichter auf diesem Gemälde besonders gefielen, zerschnitt und zerstückelte es in lauter einzelne Theile, machte dem blutdürstigen Tilly ein schwarzes Gesicht, und

*) Schwab, S. 16.

fügte dann alles in einer Weise wieder zusammen, daß es mit Hogarth's Karrikaturen Aehnlichkeit bekam. *)

— In Hohenheim, wohin der Vater einmal mit ihm gereis't war, wurde Fritz sehr lange gesucht. Er hatte nämlich in dem Hause wo sein Vater eingekehrt war (— „und das einen Theil der fürstlichen Gebäude ausmachte, die das Schloß umgaben", vervollständigt Schwab) eine Promenade auf den Dächern unternommen. Zu diesem Zweck war er aus einem Salonfenster gestiegen, und betrachtete eben die Dachrinne, welche mit Löwenköpfen verziert war. Als er den Ruf seines aufgebrachten und besorgten Vaters vernahm, blieb er so lange auf dem Dache, bis ihm Straflosigkeit versprochen wurde. Ein anderes Mal, während sich Gewitterwolken aufthürmten, und die Blitze schon vom Himmel zuckten, fehlte der Knabe ebenfalls. Ein Hausmädchen wollte ihn am Bodenfenster gesehen haben, aber auch dort fand man ihn nicht, und die Bangigkeit der Eltern wuchs mit jedem Donnerschlage. Endlich fand man ihn in dem Wipfel einer der höchsten Linden, als er eben im Begriff war, herunterzusteigen. „Um Gotteswillen! wo bist Du gewesen?" rief ihm der ängstliche Vater zu. „Ich mußte doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam", entgegnete der muthige, wißbegierige Knabe. **)

Gustav Schwab, der Oemler's Erfindungen gern durch psychologische Sätze schmückte, macht hier den Commentar: „Ist es nicht, als hätte Schiller sich schon am frühen Lebensmorgen im Arsenal der Schöpfung umsehen wollen,

---

*) Schwab, S. 24 f.

**) Schwab, S. 23. — Saupe, S. 12.

um dereinst von ihr jene Flammenblitze zu entlehnen, mit welchen er im Reich der Geister die lang entweihte Bühne, und von der Bühne aus die Welt der Freiheit und Sittlichkeit zu reinigen unternahm?"

— Mit M... in L..., einem Knaben seines Alters, schloß der achtjährige Schiller einen dauernden Freundschaftsbund, und schrieb ihm nachher, zu verschiedenen Zeiten, höchst merkwürdige Briefe. Einst stand er mit diesem an einem heitern Lenzabende in dem benachbarten Hain. Das Romantische um ihn herum, das Rauschen des nahen Flusses, das Geläute der mit langsam schwerem Tritt heimkehrenden Heerden, und dann das schöne Heiligthum selbst, ein düsterer, schattiger Wald im Erstlingslaube des Jahres, stimmten den Knaben zu hohen Gefühlen. Seinen Freund umarmend, rief er aus: „O Karl, wie schön ist es hier! Alles, alles was ich habe, möchte ich hingeben, nur diese Freude möchte ich nicht missen". Hierauf kommt dann auch gleich, recht dramatisch, ein armes, in Lumpen gekleidetes Kind mit Reisig durch den Wald, damit Schiller ihm seine kleine Baarschaft nebst einer silbernen Schaumünze, die er besonders lieb hat, schenken kann. (Schwab, S. 21.) — Sobald die Sonne sank und den Rand des Horizontes berührte, ging der junge Friedrich in's Freie hinaus. Hier wünschte er oft mit Gesang, der überhaupt im Knabenalter jeden seiner Schritte melodisch hob, der Sonne eine gute Nacht, freute sich der herrlichen Farbenmischung an den Wolken und rief wohl gar Stuttgart's Maler laut auf, diese Farbenmischung einmal eben so aufzutragen.*)

---

*) Schwab, S. 20.

— Es werden Stellen aus den Tagebüchern des neunjährigen Schiller mitgetheilt, worin er über die Thaten Alexander des Großen reflektirte. Besonders aber glühte seine Wange, wenn er von Reisenden las, welche fremde Länder durchirrten; wie begeistert rief er dann: „Vater, ich muß in die Welt! Auf einem Punkte der Welt bin ich — die Welt selbst kenne ich noch nicht!“ Wenn ihm die zärtlich besorgte Mutter nun die brennenden Wangen streichelte und ihn zur Vaterlandsliebe ermahnte, so rief Friedrich: „Vaterland! Vaterland! Haben wir denn ein anderes, als die ganze Welt? Wo es Menschen giebt, da ist das Vaterland! Und verlaß' ich denn meine Eltern und Freunde, wenn ich, zum Beispiel, in Ispahan bin, mich dankbar ihrer erinnere, und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile?“ In solcher Stimmung verschlang Schiller heißhungrig die Reiseschilderungen des Columbus, Cortez und Dampierre. „Sein Geist schien zu ahnen“, bemerkt Schwab, S. 22 „zu welchen Wanderungen durch das Ideengebiet der Menschheit er selbst aufbewahrt sei.“

— Als Fritz Religionsunterricht empfing, glaubte sein griesgrämischer alter Pädagog, aus dessen scheinbarer Gedankenlosigkeit, erkalteten Eifer wahrzunehmen, und oft klagte er den Eltern: der Knabe habe noch gar keinen Sinn für Religion. Aber sie war bei ihm Angelegenheit des Herzens; man hätte ihn nur besser finden, mehr erregen und beleben sollen. Gellert's Lieder, die damals in den Schulen eingeführt waren, wußte er auswendig; welchen Eindruck mußte es daher auf ihn machen, als man ihn einst zur Weihnachtszeit zwingen wollte, das „in dulci jubilo!“ zu lernen, worüber Schiller zu Hause

herzlich lachte. In große Verlegenheit setzte Fritz einmal seinen Lehrer durch die naive Frage: „ob denn das Hohelied Salomo's wirklich der todten Kirche, und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten gesungen?" Der Vater, der sich in solchen Dingen vor der Welt gläubig stellte, erfuhr dies und wunderte sich, wie der Junge auf solchen Gedanken gekommen sein könne. „Hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein?" fragte Fritz lächelnd. „Mitunter hat sie Wolfszähne", flüsterte sein Vater vor sich hin, indem er sich umkehrte, um sein Lachen zu verbergen*).

— Die Sonne der Geschichte reifte die geistigen Kräfte Schiller's immer mehr. Bald wollte er Solon, bald Archimedes, bald Diogenes in der Tonne sein, bald wollte er wie Cyrus ein Herrscher werden, bald wie Brutus den Cäsar ermorden. Sokrates, Seneca und Hannibal waren seinem Herzen theuer; der alte Hanno schien ihm ein Muster aller Senatoren, und er äußerte: „Man hätte dem biedern alten Manne folgen sollen!"**)

Nun kam Schiller auf die herzogliche Militairakademie, wo es ihm durchaus nicht gefiel. Aber ein Plan zur Flucht, nach welchem er im Jahre 1775 mit einigen seiner besten Freunde sich immerwährende Freiheit verschaffen wollte, mißglückte völlig, ohne jedoch verrathen zu werden. Schiller scherzte darüber späterhin und sagte: „Die Inspectoren würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben". — Dies Oemler'sche Mährchen hat besonderes Glück gemacht; man findet es in Schiller's Leben von Hoffmeister, I. 57, in Schil-

*) Schwab, S. 28. — Saupe, S. 17—18.

**) Schwab, S. 29.

ler's Leben von Schwab, S. 55, und an vielen andern Orten.

Weil Schiller zu manchen Unterrichtsstunden keine Lust hatte, ließ er sich während derselben krank melden. Um ihn aber recht zu quälen, schickte man ihm für diese Zeit doppelte Aufgaben, worüber er einst so aufgebracht wurde, daß er das Pensum in Stücke zerriß und es dem Ueberbringer vor die Füße warf, indem er sagte: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben". Dieses verargte man Schillern sehr. Er wurde auf einige Zeit degradirt und lernte einsehen, daß die Inspectoren mit ihrem Willen und dem Reglement weiter reichten, als er mit dem seinigen*). Das eingezogene Leben in der Akademie ekelte ihn an, und er entschlüpfte oft Abends mit einigen Vertrauten, um in Gesellschaft seiner Freunde und Verwandten glückliche Augenblicke zu genießen, oder von fern das Thun und Treiben der Menschen zu beobachten. (Hoffmeister, I. 57. Schwab S. 55. Hoffmeister und Viehoff I. 58.) In dem letztgenannten Buche wird die Sache noch weiter ausgesponnen: „Oefter auch entzog er sich ganz allein, als die Anstalt noch auf der Solitüde war, der Aufsicht und schweifte einsam um Mitternacht durch den nahegelegenen, stundenlangen Wald". Das muß eine saubere „Aufsicht" gewesen sein.

In der Akademie schrieb Schiller die Räuber und las den Mitzöglingen zuweilen daraus vor. Als er einst die Stelle deklamirte: „Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes" — öffnete eben der Inspector die Thür. Er sah den jungen Schiller

---

*) Schwab, S. 55.

glühend und wie in Verzweiflung. „Ei, so schäme man sich doch!" rief er aus, wer wird denn so entrüstet sein und fluchen?" Die Anwesenden lachten hinter dem Aufseher ins Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!" — Auch diese Anekdote gewann die Gunst der Biographen; sie steht bei Hoffmeister, I. 66; bei Schwab, S. 73, bei Hoffmeister und Viehoff, I. 79 ꝛc.

Nach der Entlassung aus der Akademie machte man es dem Dichter in Stuttgart zum Vorwurf, daß er sein eigentliches Fach, die Medicin, vernachlässige und Comödiant zu werden trachte. Deswegen wurde ihm der erbetene Urlaub zur Reise nach Mannheim verweigert und er zugleich in der Resolution bedeutet: „seinem Dienste gemäß sich überall zu betragen und keineswegs, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, widrigenfalls er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig würde" *). —

„Das Tyrannenlied, welches Schiller in Schubart's Chronik hatte einrücken lassen, erregte große Sensation", erzählt Oemler weiter. Zwar erschien die letzte Nummer von Schubart's deutscher Chronik schon im Januar 1777, zwar enthielt diese Zeitschrift überhaupt keinen Schiller'schen Beitrag, und das ganze Tyrannenlied war eine platte Lügengeburt von Gruber (s. o. S. 3). Aber die gewissenhaften Biographen versäumten dennoch nicht, es stets mit anzuführen, bis endlich Hoffmeister **) auf die durchdringende Vermuthung kam: das Gedicht möchte wohl gar

*) Schwab, S. 96. — Hoffmeister u. Viehoff, I. 116.
**) Schiller's Leben I. 131.

nicht „Tyrannenlied“ betitelt sein, sondern „die schlimmen Monarchen“, und es möchte auch nicht in Schubart's Chronik stehen, sondern in Schiller's Anthologie auf 1782. Hiermit gab man sich denn zufrieden.

Besagtes Tyrannenlied, mit den Räubern verbunden, machten den Dichter sowohl bei seinen Vorgesetzten, als bei Hofe, zu einem Gegenstand der Bewunderung und — Verfolgung. Da er einige raschere Züge aus dem Becher der Freiheit that, so suchte man ihm von oben herab dadurch zu schaden, daß man ihn als vollendeten Wüstling schilderte. Zumsteeg war es, der ihn zuerst auf die Klippe aufmerksam machte, woran man ihn scheitern lassen wollte. Connexionen und Verhältnisse öffneten nämlich dem berühmten Tonkünstler den Weg zu manchen imponirenden Familien, in deren Cirkeln er bald die Gefahr vernahm in welcher Schiller's Ruf zu schweben schien. (Schwab benutzt diese Stelle, S. 103, nur daß er „die Gefahr für Schiller's Ruf“ einfach in „Gefahr für Schiller“ umgeändert hat. Ebenso bei Hoffmeister und Viehoff, I. 135.) Schiller forderte also seinen Abschied, erhielt ihn, ging aber noch eher aus dem Würtembergischen, als er ihn erhalten hatte.

Als Ursachen für diese „frühere Abreise“ werden angeführt, daß der Hof unzufrieden mit dem alten Schiller war, daß Schiller's „gelehrter und biederer Bruder“ gleichfalls im Auslande lebte, und daß auch seine Schwester an Reinwald in Meiningen verheirathet war. Er ging nach Mannheim, „nahm an Stäudlin's Anthologie vielen Antheil“, doch endlich trieb es ihn von dort hinweg. — „Schiller verließ Mannheim. Wohin er kam, war sein Ruf schon voraus. Anfangs war es sein Plan, nach

Wien zu reisen, welcher aber schon während seines Aufenthalts in Mainz und Straßburg ganz abgeändert und für immer aufgehoben wurde. Von jeher ein Freund der Sachsen, befand er sich eben in Frankfurt im Zweifel, ob er dort verweilen, oder sogleich nach Dresden sollte, als er durch ein glückliches Ohngefähr zur beschleunigten Reise nach Sachsen getrieben wurde. Goethe nämlich — den er vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm „das arrogante Genie" zu nennen pflegte — kam durch Frankfurt, als er die Herzogin Amalia nach Italien begleitete. Schiller wünschte sehnlich, diese vortreffliche Dame kennen zu lernen, und er suchte deshalb Goethe's Bekanntschaft. Seine Absicht gelang ihm sehr leicht, er wurde der Herzogin vorgestellt und war wirklich wie begeistert von der guten Aufnahme. Hier, und späterhin auch in Mainz, schloß er das freundliche Bündniß mit Goethen, das nur der Tod trennen konnte. Amalia ersuchte ihn, sich nach Sachsen zu begeben, und späterhin lernte Schiller auch den Herzog Karl August kennen, welcher ihm einen Wirkungskreis in seinen Ländern versprach".

Man sollte wahrlich denken, dieser Unsinn wäre haarsträubend genug, um gleich einer Warnungstafel jeden vernünftigen Menschen zurückzuscheuchen. Aber Schiller's Biographen haben bei Zusammenstellung ihrer Bücher ein ganz eigenes System befolgt. Wo ihnen Oemler's Lügen handgreiflich entgegen traten, nahmen sie dieselben freilich nicht auf, doch was dicht daneben stand und sich nicht ausdrücklich als Fälschung dokumentirte, wurde wieder abgedruckt. So entstanden Compilationen, denen man ihre Unwahrheit nicht gerade historisch beweisen konnte, und welche dann den Nachfolgern als glaubwürdige Quellen

dienten. Oemler war ein recht verschmitzter Lump. In der Vorrede bedankte er sich bei den Herren F. in St., M. in L., B. in M., E. in D. und G. in L. für die biographischen Notizen und die Originalbriefe von Schiller, die sie ihm communicirt hätten. Mit Bezug hierauf sagt Schwab (Vorwort, S. VIII.): „Oemler's Schrift wimmelt zwar von Unrichtigkeiten; wo sie aber ihre Gewährsmänner nennt oder errathen läßt, worunter Moser in Ludwigsburg, der Jugendfreund Schiller's, und Beil in Mannheim die wichtigsten zu sein scheinen, durfte ihren Angaben unbedenklich Glauben geschenkt werden". Nun kommt jedoch ein kleiner Uebelstand hinzu. Beil war bereits 1794 gestorben, und es würde ihm also 1805 schwer geworden sein, Mittheilungen an Oemler zu machen. Dennoch wiederholt Schwab, S. 104, die Worte eines „wahrscheinlich an den Schauspieler Beil" gerichteten Briefes, worin Schiller angeblich schreibt: „Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Kuratel setzen möchte, mündig gewesen zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann — mich wenigstens sollen sie nie drücken, und ich eile nächstens, in der gewissen Ueberzeugung, eine Freistatt zu finden, in Ihre Arme".

Ebendaselbst citirt Schwab Schiller's Schreiben „an einen andern, uns unbekannten Freund", worin Oemler sagt: „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme; man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Quartier anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann möglich sein, daß man mich in Hohenasperg besser bilden würde, aber man lasse mich immerhin bei meiner jetzigen

Ausbildung, die ich gern im geringeren, mir aber gefälligeren Grade besitzen will, denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang-verachtenden Freiheit". *)

Fast noch komischer, wie mit Beil, verhält es sich mit dem Hauptfreunde M... in L..., den die Briefe „Karl" anreden und dessen Familienname „Moser" lauten soll. Zwar hat Schwab urkundlich ermittelt, daß der Sohn des Pfarrers Moser in Lorch — mit dem Schiller als siebenjähriger Knabe zusammen lebte — nicht Karl, sondern Christoph Ferdinand hieß. Allein, was thut das? Um solche Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen und Oemler's Wahrheitsliebe zu retten, meint Schwab: Schiller werde seinem Gespielen wohl den poetischen Namen Karl geliehen haben, weil ihm schon frühe sein Karl Moor im Kopfe steckte. (Schwab, Vorerinnerungen zum zweiten Druck, S. XVI. Hoffmeister und Viehoff, I. 57.)

Die Briefe müssen also, wenn sie auch das Siegel einer abgeschmackten Erfindung tragen, als Urkunden gelten. Da schreibt denn Schiller am 12. Juli 1773: „Lieber Karl! komm selbst, sieh', prüfe und urtheile! Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen; den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben, steht nicht in unserm Schulreglement. Sähest Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses

---

*) Hoffmeister, I. 143. — Hoffmeister u. Viehoff, I. 135.

geliebte Blatt eventualiter einen niegesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht" *).

Demselben Herrn Moser berichtet er am 10. Februar 1775: „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange, wie mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sclaverei verhaßt — und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche ist — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich ist. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Redlichkeit meiner Handlungen spricht. — Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß verursacht" **).

Diese Briefe, nebst andern, hat man für unzweifelhaft ächt erklärt und sie sorgsam mitgetheilt. Aber Oemler läßt den Dichter, nachdem er angeblich in Mainz 1785 die Herzogin Amalia kennen gelernt, an seinen Freund M... schreiben: „Unbeschreiblich glücklich bin ich, wenn anders die Bekanntschaft mit Großen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch — ich habe ja jetzt nicht große, ich habe weise und gute Menschen gesehen; ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend auch von den Thronen herab Kenner und Ver-

*) Hoffmeister, I. 25. — Schwab, S. 40. — Hoffmeister und Viehoff, I. 30.

**) Hoffmeister, I. 30. — Schwab, S. 42.

ehrer finden. Die Herzogin Amalia von Weimar (Du kennst sie gewiß auch, sie, die geistvolle Dame und gepriesene ehemalige Regentin) — ich habe sie gesehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und — rathest Du wohl, wer mir den Zutritt zu ihr verschaffte? — Goethe war es. Kopfschüttelnd stehst Du da, ich gebe Deinem Kopfschütteln meinen Beifall, denn er lehrt mich, künftig Menschen nie rasch und nach gefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Goethe ist wahrlich ein guter Mensch, und mag er Manches gegen sich haben, so kommt doch dieses nicht aus ihm selbst".

Das war denn doch zu deutlich. Hier sah man den frechen Betrug und den Oemler'schen Styl in jedem Worte ausgeprägt, darum zogen die forschenden Biographen es vor, diesen Brief und einen späteren aus Weimar mit Stillschweigen zu verdecken.

In der ganzen Sudelei Oemler's sind nur die paar Stellen aus einem Schreiben an Zumsteeg ächt (S. 87 f.), und diese entnahm er dem Berliner Freimüthigen 1805, Nr. 221. — Außerdem benutzte er eine einzige Quelle, welche noch dazu eine getrübte war, nämlich die „Beiträge zur Biographie Schiller's", welche im Intelligenzblatte Nr. 134 zur Allgemeinen Literatur-Zeitung 1805, als „ein Schreiben aus Helmstädt", mitgetheilt wurden. Daraus weiß Oemler, daß Schiller in seiner Dissertation die Räuber unter dem Titel „The Robbers" citirte, und daß Herzog Karl, weil ihm rothes Haar zuwider war, Befehl gab, Schiller solle künftig gepudert erscheinen, obwohl dies sonst eine Auszeichnung der adeligen Eleven vor den bürgerlichen war*).

*) Schwab, S. 57.

Man möge mir die Weitschweifigkeit dieser Nachweisungen verzeihen, denn es mußte doch ein= für allemal gezeigt werden, wie Schiller's Biographien entstanden sind. Leere Vermuthungen, leichtsinnige Irrthümer und vorsätzliche Lügen haben sich nach und nach daran festgenistet, wie Flechten und Schwämme, so daß es kein leichtes Stück Arbeit ist, sie aufzusuchen und zu vertilgen.

Sogar fremde Erzeugnisse sind dem Dichter als sein Eigenthum untergeschoben worden. Während ich die Nachträge zu Schiller's Werken herausgab, wurden mir für diesen Zweck von guter Hand folgende Verse mitgetheilt; ich ließ sie im dritten Band, S. 7, abdrucken, und alle späteren Biographen und Nachsammler*) wiederholten sie dann:

Kurze Schilderung des menschlichen Lebens.

Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne
Sind wir höchst gepries'ne Herrn der Welt
Von Geburt an, bis die letzte Thräne
Aus der armen Schächer Auge fällt.

Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne;
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

*) Auch von Saupe in Schiller's Leben u. Werke in chronolog. Tafeln 1855 S. 8 als ein Gedicht von Schiller, aufgeführt. D. H.

Beut uns Jugend ihre Rosenhände,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eifersucht, am Ende
Hörner, oder die Pistolen gar.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel,
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er: Weib.
Nahrungsorgen quälen, sowie Zweifel
Einen Narrenschädel, unsern Leib.

Kommt das Alter endlich angeschlichen,
Sagt, was hat der arme Greis wohl da?
Husten und Verachtung, Spott und Siechen,
Brustweh, Langeweil' und Podagra.

Um das Maaß des Jammers voll zu füllen,
Müßen wir des Erben Lächeln sehn. —
Lohnt es sich, um dieses Plunders willen,
Wohl der Müh', aus Mutterleib zu gehn?

Wenn sich auch manche Zweifel über die Aechtheit des Gedichts in mir regen wollten, so mußten dieselben vor einem anscheinend untrüglichen Zeugniß schwinden. Ich fand nämlich die Verse schon im Morgenblatt, Jahrgang 1810, Nr. 252, veröffentlicht, und zwar mit dem ganz bestimmten Zusatze: „Von Schiller in seinem sechszehnten Jahre gedichtet". Da das genannte Journal zu jener Zeit noch unter dem unmittelbaren Einfluß von Schiller's Akademiegenossen stand, zwang ich alle Bedenken zum Schweigen und war im Begriff, die melancholische Dichtung auch den folgenden Blättern ein=

zuschalten, als ich endlich noch deren wahren Ursprung entdeckte. Sie ist zuerst im „Neuen Magazin für Frauenzimmer, herausgegeben von Seybold. Mai 1787. S. 115." abgedruckt, wo der Text etwas verändert lautet:

Menschenleben.

Nach

J. B. Rousseau.

Wahrlich! Wahrlich! Arme Jammersöhne
Sind wir hochgeprießne Herrn der Welt,
Vom Beginn an, bis die letzte Thräne
Aus des armen Schächers Auge fällt.

Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dieß große weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, hah! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Rosenhände,
Sagt: Was Gutes reichet sie uns wohl?
Mädchen, Schulden, Eifersucht — am Ende
Hörner oder gar noch den Pistol.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel:
Ehrgeiz heißt er — und oft heißt er: Weib!

Nahrungssorgen quälen, wie die Zweife.
Eines Narren Scheitel, unsern Leib

Kommt das Alter endlich hergeschlichen,
O! Was hat der arme Greis denn da?
Husten und Verachtung, einen siechen
Körper, Brustweh und das Podagra!

Um das Maaß des Jammers auszufüllen,
Müssen wir der Erben Lächeln sehn!
Lohnt es sich — um dieses Plunders willen —
Wohl der Müh': aus Mutterleib zu gehn?

Der Uebersetzer hat sich J. M. Ar. unterschrieben, und im Inhaltsverzeichniß ist Armbruster genannt. Derselbe gehörte zu den Stuttgarter Jugendbekannten von Schiller, darum interessirte sich dieser vielleicht für das Gedicht und nahm eine Abschrift davon, bei welcher Gelegenheit er zugleich den Text ein wenig glättete. Die Schiller'sche Abschrift mag später einem andern Freunde des Dichters zu Händen gekommen und durch ihn, im guten Glauben, dem Morgenblatt übergeben worden sein.

Lassen wir nun die namhafteren Lebensbeschreibungen Schiller's in historischer Reihe an uns vorübergehen, dann begegnet uns zuvörderst die Skizze, welche Körner 1812 der Gesammt-Ausgabe von Schiller's Werken beifügte. Sie enthält nur das Zuverlässigste, und kein Umstand wurde darin aufgenommen, der nicht durch Schiller's eigene Mittheilung, oder durch hinreichende Zeugnisse begründet war.

Hierauf (1822) fing Heinrich Döring an, den Dichter mit einer wahren Fluth von Biographien, Nachlesen, Charakteristiken, Brief- und Anekdotensammlungen

zu verfolgen. Es ist ein Vorrecht der ernsten Kritik, sich von solchen Produkten der Brodschriftstellerei schweigend abzuwenden, aber sie muß dies Schweigen brechen, wenn dadurch wirklich Nachtheile entstehen können. Döring hat vor kurzem in der zusammengeflickten Schrift: „Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Leipzig 1852“, nicht nur den ganzen Oemler'schen Lügenbrei wieder aufgewärmt, sondern auch Aufsätze unter Schiller's Namen drucken lassen, deren Verfasser er nie gewesen ist.

Caroline von Wolzogen, des Dichters Schwägerin, schrieb 1830: „Schiller's Leben, verfaßt aus den Erinnerungen seiner Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner.“ Es war dieser würdigen Frau um unbedingte Wahrheit zu thun, und sie lieferte ein herrliches Familien-Album, das durch Schiller's vertraute Briefe seinen höchsten Reiz erhält. Sowohl ihr naher Verwandtschaftsgrad, als ihr weiblich schonender Sinn zwangen sie indeß zur doppelten Diskretion, wodurch uns manche interessante Beziehungen verhüllt blieben.

Nun folgte, 1838—1842, die umfassende Schrift: „Schiller's Leben, Geistes-Entwickelung und Werke im Zusammenhang“, von Karl Hoffmeister. Hier reichten kritische und biographische Darstellungen einander die Hand, sie sollten in die unmittelbarste Verbindung treten. Leider überwog das kritische Element allzusehr; Hoffmeister hatte sich weniger mit Schiller's Leben, als mit dessen Werken beschäftigt. Aber auch von den letzteren waren ihm noch viele und zwar sehr bedeutende, unbekannt geblieben, z. B. der Venuswagen, die Gesänge auf Weckerlin und Rieger, die Umformung des Fiesko, der Don Carlos in Prosa, ja sogar

die vielfach abgedruckte Bühnenausgabe der Räuber. Glänzende Schreibart und kunstvolle, wenn auch oft gesuchte Reflection gaben dem Buche einen ästhetischen Reiz, der indeß für die Dauer nicht farbehaltig sein wird, und schon jetzt ein wenig verblichen erscheint.

Fast gleichzeitig (1840) kam Schiller's Leben von Gustav Schwab heraus. Der Verfasser hatte aus Kirchenbüchern und amtlichen Registern manche interessante Notiz über Schiller's Familie gesammelt, wogegen er aber auch Oemler's halbvergessene Absurditäten als Quelle benutzte. Schwab war ein grundehrlicher Mann, er glaubte kaum, daß es Lügner gäbe, und nahm deshalb bereitwillig auf, was ihm eben vorkam, wodurch sein Buch ein Potpourri von Wahrheit und Erfindung wurde.

Das Jahr 1846 brachte „Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser", von Karl Hoffmeister und Heinrich Viehoff. Jetzt war der weite Strom des Reflektirens in engere Schranken gebannt und für das Historische waren manche neue Quellen gewonnen, aber auf erschöpfende Gründlichkeit konnte auch diese Bearbeitung keinen Anspruch machen.

Man hat sich überhaupt bisher mit Forschungen über Schiller's Leben nicht sonderlich angestrengt; die Biographen fanden es bequemer, sein Bild aus ihrem eignen Selbst hervor zu construiren. Obwohl sich nicht leugnen läßt, daß dies oft mit einer Fülle von Geist geschah, so wird doch im Ganzen bei dem ewigen Aesthetisiren über poetische Schöpfungen wenig gewonnen. Jedes philosophische System hat seine bestimmte Lebensdauer, und wenn es überwunden ist, dann muß auch der daraus gezogene Standpunkt veraltet sein, von welchem man den Ent=

wickelungsgang eines Dichters dargestellt hat. Schiller's Werke hingegen sind unabhängig vom Laufe der Zeit, sie tragen ihre Existenz in sich, und sobald eine neue Philosophie auftaucht, wird sie die Gebilde seines Genius wieder in neuer Weise erfassen. — „Der Buchstabe tödtet, nur der Geist giebt Leben!" Gerechter Himmel, was haben die braven Commentatoren nicht alles aus unserm Schiller gemacht? Hier einen absoluten Hegelianer, der, statt Empfindungen, Begriffe im Herzen trägt; dort einen protestantischen Landpfarrer, der, wie Buridan's Graukopf, zwischen Rationalismus und Pietismus mitten inne steht. Es war die mißverstandene Universalität des Dichters, welche man immer nur nach einer bestimmten Richtung hin auszubeuten strebte, und welche sich freiwillig hergiebt, um nöthigenfalls das Aeußerste aus ihr heraus, oder in sie hinein zu commentiren.

Meine Absicht ist es durchaus nicht, die Zahl der ästhetisch-kritischen Auslegungen zu vermehren, auch will ich eben so wenig eine schulgerechte Erläuterung der Schiller'schen Werke schreiben. Mein Buch ist für erwachsene und gebildete Leute berechnet, die des Dichters Erzeugnisse selbst gelesen haben. Wer sich dessen nicht bewußt ist, der lege es also nur getrost aus der Hand. Der Plan, der mich leitete, beruht ganz einfach darauf, Schiller's Leben in voller Wahrheit, ohne jeden Zusatz von Erdichtung, wiederzugeben. Ich habe demselben ein vieljähriges Studium mit Ernst und Liebe gewidmet, und habe gern die eigne Produktion geopfert, um ihn endlich ausführen zu können.

Zunächst war es die Jugendgeschichte des Dichters, die meine ganze Sorgfalt in Anspruch nahm, denn gerade dieser Zeitraum ist in seinen Biographien vorzugsweise

entstellt worden. Einmal lag derselbe am weitesten zurück, und dann schwebte ohnehin ein gewisses romantisches Halbdunkel darüber; er bot also ein ziemlich freies Feld, um armselige Phantasiestücke statt historischer Wahrheit anzubringen. Die biographischen Falschmünzer, welche wir oben kennen lernten, machten sich solche Gelegenheiten gründlich zu nutz, indem sie Schiller's edles Bildniß auf das werthlose Blei ihrer Erfindungen prägten. Man hatte sich, während des Dichters Leben in Deutschland so wenig um den Gang seiner Entwickelung bekümmert, daß es möglich wurde, nach dessem Tode jene Bleimünzen in's Publikum zu bringen. Wohl ließen sich einzelne Warnungsstimmen vernehmen, aber sie verhallten wieder, indeß man die Lügenschriften hier und da benutzte; dann schrieb Einer dem Andern nach und es bleibt nichts mehr übrig, wenn man das falsche Metall vom ächten sondern will, als unmittelbar auf die ersten Quellen zurückzugehn.

Es fehlt keineswegs an ungetrübten, glaubhaften Denkwürdigkeiten über Schiller's Jugend, denn viele seiner Spiel- und Schulgenossen wußten die Feder tüchtig zu handhaben. Für den ersten Band meines Werkes habe ich namentlich folgende Zeugnisse benutzt:

Christophine Schiller, an Reinwald vermählt, schilderte des Bruders früheste Kindheit für Körner und für die Wolzogen'sche Biographie, auch hat sie eine Reihe von „Erinnerungsblättern" aufgezeichnet, die sie ihren Freunden gern abschriftlich zu verehren pflegte. Außerdem stand mir eine Quelle eigner Art zu Gebot. Christophine las den Roman von Hermann Kurtz: „Schiller's Heimathsjahre," und wo die Darstellung ihr recht lebendig, recht wahrheitsgetreu erschien, strich sie den Satz mit Blei-

stift an, oder schrieb wohl auch die Namen der bezeichneten Personen an den Rand. Dies interessante Buch ist gegenwärtig im Besitz von Schiller's Tochter Emilie, Baronin von Gleichen-Rußwurm, die es mir zur Benutzung freundlich überließ.

Friedrich Wilhelm von Hoven war ein sicherer Gewährsmann für Schiller's Knaben- und Jünglingsalter, denn er besuchte mit ihm die Schule in Ludwigsburg, traf ihn dann auf der Solitüde wieder, und absolvirte in seiner traulichen Gemeinschaft, den ganzen Cyklus der Akademie. Caroline v. Wolzogen empfing wichtige Nachrichten durch ihn, doch der Hauptschatz seiner Erinnerung umfaßt Hoven's nachgelassene: „Biographie, Nürnberg 1840". Einfacher Ausdruck und strenge Wahrheitsliebe machen dies Buch zu einem höchst bedeutenden Aktenstück über Schiller's Entwickelungszeit, und ich wüßte kaum einen anderen Zeugen, dem man so unbedingt jedes Wort glauben könnte, wie ihm. Auffallend ist es, daß Hoffmeister und Viehoff sich eine solche Quelle entgehen ließen.

Johann Wilhelm Petersen, ebenfalls ein Akademiegenosse des Dichters, hat viel für die Aufhellung von dessen Jugendgeschichte beigetragen, denn er hegte selbst die Absicht, ein zusammenhängendes Bild derselben zu liefern. Der Freimüthige, herausgegeben von Merkel, enthält (Jahrgang 1805, Nr. 220 und 221): „Fragmente, Schiller's Jugendjahre betreffend." Der Aufsatz ist mit Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit geschrieben; jede Angabe, jedes Citat bewährt sich vor dem Auge einer nachforschenden Kritik. Unzweifelhaft muß der Verfasser ein naher Freund Schiller's gewesen sein, und da er sich „— ſ —" unterzeichnet hat, so wird man

auf Petersen hingewiesen, obwohl hier manche Einzelnheiten richtiger dargestellt sind, als in seinen handschriftlichen Notizen über den Dichter. Dann brachte das Morgenblatt, Jahrgang 1807, in Nr. 164: „Schiller's früheste Geschichte, bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes," und in Nr. 181—182: „Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung." Beide Artikel zeigen ein P. als Unterschrift und sind gleichfalls von Petersen, der in Nr. 186 noch einen Nachtrag dazu gab. Einzelne andere Erinnerungen an den Jugendfreund ließ er eben daselbst abdrucken, z. B. „Schiller als Schauspieler"*) und mit unermüdlicher Emsigkeit sammelte er außerdem noch eine Fülle von Stoff. Die Handschrift dieser Denkwürdigkeiten und Materialien ist gegenwärtig Eigenthum der J. G. Cotta'schen Buchhandlung; Hermann Kurtz, Hoffmeister und zum Theil auch Schwab haben sie benutzt. Petersen meinte es gewiß ehrlich und gut, aber von der kleinlichen Anekdotenkrämerei, welche in seiner Natur begründet war, konnte er sich nicht losmachen. Dabei hatte er eine Art zu schildern, die oft willenlos in grelle Uebertreibung ausartete, wie es Maler giebt, die, wenn sie nur den Pinsel ansetzen, stets Karrikaturen zu Wege bringen.

Georg Friedrich von Scharffenstein, auch ein Mitglied des Dichterbundes auf der Akademie, hinterließ kurze Memoiren, welche nach seinem Tode im Morgenblatt 1837, Nr. 56—58, unter dem Titel: „Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule, in Beziehung auf Schiller," mitgetheilt wurden. Hier finden wir einzelne heitere Züge aus dem Treiben der Anstalt und aus dem Zusammenleben nach

*) Morgenblatt 1807, Nr. 57.

der Entlassung; alles ist frisch, lebendig, plastisch aufgefaßt, alles trägt das treue Kostüm jener Zeit, und wird im naiven deutsch-französischen Styl des Elsässers vorgetragen. Zwar hat sich hin und wieder ein kleiner Irrthum eingeschlichen, allein das ganze Gemälde macht dennoch den Eindruck zweifelloser Wahrhaftigkeit.

Jakob Friedrich Abel, Professor an der Akademie, schrieb einen, bisher noch ungedruckten Aufsatz über den hochberühmt gewordenen Schiller. Leider hat er mehr subjective Reflexionen in Bezug auf Schiller's Entwicklungsgang als eigentlich biographische Nachrichten darin niedergelegt. Hoffmeister und Viehoff kannten dies Manuscript, und lieferten Auszüge daraus.

Carl Philipp Conz aus Lorch, ein Spielgefährte des Knaben Schiller, traf 1781 mit ihm in Stuttgart wieder zusammen, und erzählte später noch manches Charakteristische von unserm Dichter. Der Berliner Freimüthige 1806, Nr. 109, brachte „Nachträge zu dem Aufsatz über Schiller's Jugendjahre," welche einem Briefe von Conz entnommen zu sein scheinen. Ebenso stammt die „Bemerkung zu dem Aufsatz über Schiller in Nr. 181 des Morgenblattes" (ebendas. 1807, Nr. 201), welche „o" unterzeichnet ist, aus seiner Feder. Endlich schrieb er den trefflichen Artikel: „Einiges über Schiller," in der Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1823, Nr. 3—7. Conz berichtet nie etwas, was er nicht selbst miterlebt oder aus des Dichters eigenem Munde erfahren hat; er läßt sich aber auch nichts abstreiten, und gerade diese Konsequenz, verbunden mit dem aufrichtigsten Charakter, bürgt für seine Glaubwürdigkeit.

Wilhelm Friedrich Heinrich Reinwald, Schiller's Freund und Schwager, ließ, unter der Chiffre W. F. H. R., im Neuen literarischen Anzeiger, München 1807, Nr. 26: „Berichtigungen, Friedrich von Schiller's Jugendgeschichte betreffend," und ebendaselbst Nr. 49, einen „Nachtrag" zu dem ersten Aufsatz abdrucken. Dieser Nachtrag bezog sich hauptsächlich auf Petersen's Mittheilungen; Reinwald nahm sich gegen ihn der Eltern des Dichters an, und bewies, daß Schiller's Mutter keine „Bäckerstochter", der Vater kein „Projectmacher" gewesen sei. Auch manche neue Notiz fügte er hinzu, und sagte: „Was Referent hier giebt, hat er theils aus Schiller's eigenem, theils aus seines Vaters, theils aus seiner, zwei Jahre vor ihm geborenen Schwester Munde. Man darf also an der Authenticität dieser Nachrichten im geringsten nicht zweifeln." Dennoch kommen selbst hier ein paar Irrthümer vor. Schiller soll nämlich vor Schreck und Verzweiflung ganz außer sich gewesen sein, als ihm der Herzog befahl, die Rechtswissenschaft mit der Medicin zu vertauschen, ja er soll seinem Vater versichert haben: „Diese Laufbahn könne er durchaus nicht betreten, eher würde er sich den Tod anthun." Demnächst erzählt Reinwald: von Schiller's Eltern habe niemand um seine Flucht gewußt, während doch beide Angaben durch die Augenzeugen Hoven und Streicher widerlegt sind.

Andreas Streicher machte Schiller's Bekanntschaft in Stuttgart, half seine Flucht vorbereiten, und war ihm lange ein aufopfernder treuer Genoß. Er wußte wohl, daß niemand die Erlebnisse des Dichters in jener Zeit besser darstellen könnte, als er, deshalb schrieb er noch im vorgerückten Alter, mit strenger Gewissenhaftigkeit seine

Erinnerungen nieder. Ehe sie gedruckt wurden, ereilte ihn der Tod, und sie erschienen dann unter dem Titel: „Schiller's Flucht von Stuttgart. (Cotta.) 1836."

So liegt denn ein ganzer Cyklus von glaubwürdigen Schriften über die Jugendjahre des Dichters vor uns, aber alle sind erst später nachher zu Papier gebracht worden. Das soll der Biograph nie vergessen. Die Bilder der Vergangenheit waren im Gedächtniß der Augenzeugen allmählig verbläßt, und beim Auffrischen derselben konnte sich leicht ein Irrthum, eine Verwechslung einschleichen. Mit blindem Vertrauen darf man daher ihre Erzählungen, trotz der Ehrenhaftigkeit jedes Einzelnen, nicht hinnehmen; nur durch sorgliches Vergleichen der verschiedenen Aussagen läßt sich das wahrhaft Richtige ermitteln. Hauptsächlich dürfen Petersen's handschriftliche Nachrichten, so werthvoll sie im Ganzen sind, nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Hoffmeister hat diesem Zeugen gar zu unbedingten Glauben geschenkt. Ein Beispiel möge, statt aller übrigen genügen. Petersen sagt*): Schiller gab im Jahre 1781 ein Unterhaltungsblatt heraus, „der Merkur" betitelt; dasselbe enthielt beinahe nichts, als Schwänke und Schnurren, die er großentheils aus einer Frankfurter Zeitschrift: „der rothe Wagen", und aus Cranzens „Gallerie der Teufel", einem seiner Lieblingsbücher, nahm.**) Gedichte, sogar das auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März, ließ der Censor nicht durch.

*) Hoffmeister und Viehoff, I. 114.

**) „Der rothe Wagen, eine universelle Wochenschrift" (— „die rothe Wage" bei Hoffmeister ist ein Irrthum —) wurde seit 1780 in Frankfurt, mit dem fingirten Druckort „Leipzig und Offenbach", von Schröckh herausgegeben. Das

Hiervon bestätigt sich in Wahrheit auch nicht ein einziges Wort. Schiller gab 1781 kein „Unterhaltungsblatt heraus, sondern eine kleine politische Zeitung; dieselbe hieß nicht „der Merkur", sondern: Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen. Sie enthielt hauptsächlich politische Neuigkeiten, und höchstens ein paar Anekdoten, welche aber keineswegs aus Cranzen's Gallerie der Teufel entnommen sind. Dagegen muß der Censor doch wohl Gedichte durchgelassen haben, denn wir finden deren drei in dem Blatte, und die Ode auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März ist in Nr. 19 abgedruckt. — Ebenein erschien die Zeitschrift, die Petersen so wunderlich verschildert hat, in dessen nächster Nähe, und noch befand sich ein Exemplar in der Stuttgarter Bibliothek, bei welcher er als Bibliothekar angestellt war.

Wenn so etwas am grünen Holz geschehen konnte, was dürfen wir dann vom dürren erwarten?

Die genannten Freunde und Genossen Schiller's sind die Hauptquellen zu dem ersten Bande meines Buches ge-

---

Blatt war launig und spitzig, doch hörte es schon mit Nr. 24 des Jahrgangs 1781 auf. — „Gallerie der Teufel, bestehend in einer auserlesenen Sammlung moralisch-poetischer Figuren, deren Originale zwischen Himmel und Erden anzutreffen sind, nebst einigen bewährten Recepten gegen die Anfechtung der bösen Geister, von Peter Gaßnern dem Jüngern. Frankfurt und Leipzig 1776—1778. 5 Stücke." Der Verfasser, August Friedrich Cranz, geboren 1737 zu Marwitz bei Landsberg a. d. Warthe, war königl. preuß. Kriegs- und Steuer-Rath, wurde 1779 seines Amtes entsetzt und starb 1801 in Berlin. Er schrieb viele Satyren, aber sein Salz war stumpf; statt des Witzes mußte ihm die Gemeinheit dienen.

wesen. Um das große Räderwerk der Militair-Akademie getreu zu schildern, habe ich die Programme benutzt, welche alljährlich am Stiftungstage ausgegeben wurden; die „Beschreibung der Hohen Karlsschule (vom Professor Dr. Batz) 1783"; die schätzbaren Berichte in Hoven's Biographie, und zwei umfassende Aufsätze im deutschen Museum von 1781. Außerdem wurde mir vergönnt, die Lücken dieser Darstellungen durch Einsicht derjenigen Aktenstücke auszufüllen, welche sich auf Schiller beziehen und welche mit dem Archiv der Karlsschule in das geheime Archiv zu Stuttgart übergegangen sind. Hier möge noch bemerkt werden, daß die Militair-Akademie erst nach Schiller's Entlassung, als sie zur Universität erhoben wurde, den Namen „die Hohe Karlsschule" empfing, und daß der Dichter also niemals „ein Karlsschüler" gewesen ist.

Wo Augenzeugen Schiller's Lebensereignisse erzählen, habe ich mich am liebsten deren eigner Worte bedient, denn es ruht doch immer eine gewisse Unmittelbarkeit darin, für deren Austilgung der höhere stylistische Schmuck einen kümmerlichen Ersatz bieten würde. Man ist ohnehin bei geschichtlichen und biographischen Darstellungen in neuerer Zeit gar zu weich, zu zart, zu glatt geworden. Um die Einheit des Drucks nicht durch Quellenangaben zu unterbrechen ließ man dieselben ganz hinweg. Man hat über die Form den Inhalt, über die Schönheit die Wahrheit zurückgesetzt. Solche Theebrettmalerei ist mir zuwider, und ich will mir lieber den entgegengesetzten Vorwurf machen lassen. In meinem Buche wird man die einzelnen Farbenstriche deutlich erkennen und man möge mich immerhin einer unlackirten Schreibart beschuldigen,

falls man nur gründliches Studium und volle Wahrheit an dem Gemälde, das ich entworfen habe, nicht vermißt. Ich denke, wenn jeder in seinem Kreise und in seinem Fache die Lüge ausrottet, um Wahrheit an deren Stelle zu setzen, dann wird es bald freier und besser werden in unsrer Welt.

Erstes Buch.

Im elterlichen Hause und in Ludwigsburg.

In dem großen, volkreichen Dorfe Bittenfeld, das nahe bei der alt=würtembergischen Stadt Waiblingen liegt, wohnte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Mann, Namens Johannes Schiller. Wie sein Vater, trieb auch er das Bäckerhandwerk und stand gewiß in gutem Ansehn, da man ihn zum Schultheiß des Ortes gemacht hatte. Im Jahre 1708 verheirathete er sich mit Eva Margaretha Schazin aus Alfdorf, und am 27. October 1723 wurde ihm ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Johann Kaspar Schiller empfing. Ehe dieser letztere noch zehn Jahre alt war, starb sein Vater, und der verwaiste Knabe kam zu einem Chirurgen in die Lehre. Nach überstandener Lehrzeit trat er in's Militair und zog 1745 mit einem bairischen Husarenregiment als Wundarzt in die Niederlande. Da es ihm während des Krieges an hinreichender Beschäftigung fehlte, so ließ er sich zugleich als Unteroffizier verwenden, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Sobald der Aachener Friede geschlossen wurde, kehrte er nach Würtemberg zurück und siedelte sich in Marbach an, einer freundlichen Stadt, dicht beim Neckar auf einer Höhe liegend, deren Abhänge mit Weinpflanzungen bedeckt sind. Hier heirathete er im Jahre 1749 Elisabetha Dorothea Kodweiß, die Tochter des herrschaftlichen Holz=

Inspectors und Gastwirths „zum Löwen“, Georg Friedrich Kodweiß. Derselbe hatte sich wohl einiges Vermögen gesammelt, doch eine Ueberschwemmung des Neckar entriß ihm plötzlich Hab und Gut. So verarmte er fast und war zuletzt froh, den Thorwärterposten in Marbach zu erhalten, mit welchem auch eine Wohnung, wenngleich eine recht ärmliche, am Stadtgraben verbunden war.

Aber zur Zeit, als der Chirurg Schiller seine Tochter heirathete, befand sich Kodweiß noch in bessern Verhältnissen, und die jungen Eheleute brachten eine vollständig eingerichtete Wirthschaft zusammen. Schiller besaß allerlei chirurgische Instrumente: einen Destillir-Kolben, ein zinnernes Barbierbecken, Scheermesser, Aderlaßschnepper, einen Pelikan zum Zahnausziehen u. s. w. Außerdem hatte er Medikamente vorräthig, „bestehend in gebrannten Wassern, Tincturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus“. Auch für zehn Gulden medicinischer Bücher nannte er sein Eigenthum, und in Hinsicht auf Kleidungsstücke war er ganz wohl versehen. Eine Uniform von fahlfarbnem Tuch stammte aus seiner militairischen Laufbahn, wozu auch ein ungarischer Sattel mit völligem Reitzeug gehörte. Zum bürgerlichen Staatsanzuge diente ihm ein neuer stahlfarbiger Tuchrock, feine Manschettenhemden, seidne Strümpfe, ein kalamankner Cassaquin, ein bordirter Hut und ein Stock, mit Silber beschlagen. Trotzdem belief sich der Werth des Ganzen nur auf hundert Gulden, wozu noch über zweihundert Gulden in baarem Gelde kamen. — Eben so reichlich war seine Frau ausgestattet worden, nicht nur an Wäsche und Betten, sondern auch an Kleidern, unter denen sich mehrere seidene befanden. Putzsachen fehlten ihr nicht; sie besaß eine schwarze Sammethaube

mit silbernen Spitzen und eine blaue mit Goldspitzen, ein Perlen- und Granat-Muster, einigen andern Schmuck und den goldenen Trauring, den ihr der Gatte gegeben. Etwas Acker- und Gartenfeld, auf 188 Gulden abgeschätzt, gehörte ihr ebenfalls; aber das Ameublement, mit dem sie den neuen Hausstand errichten wollten, war nur gering. Dasselbe bestand aus einer „gut gehimmelten" Bettlade, aus zwei Kleiderkasten, einem guten Tisch von hartem Holz, zwei eben solchen Stühlen und zwei „ohngelehnten" Sesseln, wozu — nach damals üblicher Sitte — auch eine Hängewiege kam, „so noch anzuschaffen". Das Eingebrachte der jungen Frau erstieg beinahe die Höhe von vierhundert Gulden, und beide Eheleute hatten ein gemeinsames Vermögen von siebenhundert Gulden.

Nachdem wir den Hausstand der Neuvermählten kennen gelernt, wird es erforderlich sein, uns auch ihre Persönlichkeit zu vergegenwärtigen. Frau Schiller war nicht groß, aber von schlankem Wuchs; sie hatte röthlich blondes Haar und eine Menge Sommersprossen im Gesicht. Ihre Züge besaßen einen so milden Ausdruck, ihr Auge war so seelengut, daß man schnell Vertrauen zu ihr gewinnen mußte. Noch im höhern Alter, aus welcher Zeit ein Bild dieser Frau erhalten ist, machte ihr Antlitz den wohlthuendsten Eindruck, denn reine Herzensgüte spiegelt sich darin. Wenn ihr auch jene sentimental poetische Bildung mangelte, die man ihr andichten wollte, so verstand sie es dennoch, in Briefen ihrem Gefühl herzinnige Worte zu geben; zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber die Lieder von Uz und Gellert waren ihr lieb, besonders des erbaulichen Inhalts wegen. Ihr Gatte war klein und wohl gewachsen, seine Stirn war schön gewölbt. Er hatte etwas

Militairisches im Aeußern, einen kräftig beweglichen Gliederbau und einen freien, furchtlosen Blick. Dabei zeigte seine Physiognomie jenen ernsten, sinnenden Ausdruck, der auf Anlage zum Selbstdenken und auf ein emsiges Streben nach wissenschaftlicher Fortbildung deutet, womit auch der Gang seines Lebens vollkommen übereinstimmt.

Nach der Hochzeit hielt Schiller eine Barbierstube und trieb die Wundarzneikunst. Aber das Rasiren, Schröpfen, Aderlassen 2c. reichte kaum hin, ihn und seine Frau zu ernähren, deshalb trat er, als der siebenjährige Krieg ausbrach, in's würtembergische Militair. Er wurde Fähnrich und Adjutant beim Regiment Prinz Louis, doch scheint er noch nicht ausmarschirt gewesen zu sein, während ihm, am 4. September 1757, nach achtjähriger Ehe die älteste Tochter, Christophine, geboren wurde. Bald darauf rückte sein Regiment, als ein Theil der Hülfstruppen, zum österreichischen Heere; es kam nach Böhmen, und litt dort außerordentlich durch ein ansteckendes Fieber. Schiller lebte sehr mäßig, machte sich viel Bewegung und blieb gesund; da es an Aerzten fehlte, so nahm er auch seine Medizin hervor, um den Kranken Beistand zu leisten. Gleichzeitig versah er beim Gottesdienst das Amt des Geistlichen, leitete den Gesang und las Gebete vor.

Später wurde Schiller zu einem andern Regimente versetzt, mit dem er Hessen und Thüringen besuchte. Der Hubertsburger Frieden führte ihn in die Heimath zurück, und er bezog im Jahre 1768 das Standquartier Ludwigsburg. Da ihm jede Unthätigkeit verhaßt war, so legte er sich nun auf den Gartenbau und gründete eine Baumschule, durch deren treffliches Gedeihen der Herzog Karl aufmerksam gemacht wurde. Dieser stellte eine grö-

ßere Anlage auf dem Lustschloß Solitüde unter Schiller's Obhut, wo er, zum Hauptmann ernannt, sein ganzes übriges Leben in Ruhe verbrachte. Er soll allmählig 60,000 junge Stämme gepflanzt haben, auch schrieb er ein umfassendes Werk über die Baumzucht, welches später in neuer Auflage erschien.

Der Vater unsers Dichters war also Barbier und Wundarzt, Unteroffizier und Hauptmann, stellvertretender Geistlicher, Gartenkundiger und Schriftsteller. Hieraus erhellt seine angeborne Tüchtigkeit, die sich in jede Form einfügen konnte, und sein rastloses Streben nach erhöhter Bildung, nach erweitertem Wirkungskreis. Strenge Ordnungsliebe, Unparteilichkeit und Rechtssinn zeichneten ihn unter allen Verhältnissen aus. Von der Gattin und seinen Kindern forderte er ehrfurchtsvollen Gehorsam, den sie ihm, mit herzlicher Liebe gepaart, zu Theil werden ließen. Der Ruhm seines großen Sohnes erheiterte sein rüstiges Greisenalter, und die Freude machte ihn zum Jüngling, wenn er ein neues Meisterwerk desselben durchlas. Aber dennoch vergab er der väterlichen Würde, selbst ihm gegenüber, nicht das Mindeste, und seine Briefe an Friedrich Schiller beweisen, daß er ihn niemals anders als „Er" angeredet hat. Zwar heißt es in des Dichters Adelsdiplom, dessen Vater sei „als Obrist Wachtmeister" gestorben, doch das war nur eine kleine Uebertreibung vom Geheimrath von Voigt in Weimar, der die erforderlichen Notizen für jene Urkunde gegeben hatte.

Im Herbst 1759 stand Schiller als Lieutenant beim General-Major Romann'schen Infanterie-Regiment, welches ein Lager bezogen hatte, um die gewöhnlichen Herbstmanövers abzuhalten. Während seine Frau ihn dort besuchte,

fühlte sie die Anzeichen einer nahen Niederkunft. Sie beeilte sich, nach Marbach heimzukehren, wo sie — im Hause am Markt, welches dem Seckler Ulrich Schölkopf gehörte — am 10. November von einem Knaben entbunden wurde. Wenigstens feierte die Familie des Dichters und er selbst diesen Tag stets als seinen Geburtstag. Im September 1788 schreibt er aus Rudolstadt an Wieland *): „Ich habe meinen hiesigen Freunden zugesagt, meinen Geburtstag noch mit ihnen zuzubringen, und dieser feierliche Tag ist der zehnte November". Ebenso begrüßt Schiller seinen Körner am 10. November 1789 mit den Worten: „Mein heutiger Geburtstag erinnert mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe". Da am 10. November auch Luther und Scharnhorst geboren sind, so freuete man sich der schönen Uebereinstimmung, und vor etwa dreißig Jahren pries man jenen Tag auf unsern Hochschulen in Liedern, weil er ein solches Dreigestirn der Freiheit über Deutschland heraufgeführt.

Nun entdeckte Gustav Schwab im Marbacher Kirchenbuche die Notiz: Schiller's Geburtstag sei der 11. November. Laut verkündete er seine Entdeckung, erklärte die Feier des zehnten für einen Irrthum, und seitdem wurde überall das folgende Datum an dessen Stelle gesetzt. Aber mir scheint doch, man hätte ein wenig vorsichtiger verfahren sollen, ehe man den Tag verwarf, der in Schiller's Familie für den wahren Festtag galt und der einen so merkwürdigen Zusammenklang darbot. Richtig ist es, das Marbacher Taufbuch giebt, Schiller sei am 11. November geboren und getauft, denn die Kinder wurden

*) Dieser Brief ist noch ungedruckt.

damals gewöhnlich gleich nach der Geburt in den Schooß der Kirche aufgenommen. Wenn nun aber bei Schiller ein kurzer Aufschub gemacht worden wäre, weil man den Vater des Täuflings herbeiholen wollte? Oder wenn der Pfarrer aus Unachtsamkeit ein falsches Datum eingetragen hätte? Das Letztere möchte glaublicher sein, als daß die Mutter den Tag ihrer Niederkunft vergessen haben sollte. Wenigstens sagt Schwab: „Wer die Ungenauigkeit alter Kirchenregister aus Erfahrung kennt, den können kleine Differenzen nicht irre machen", und außerdem weist er selbst einen Schreibfehler des Marbacher Taufbuchs nach*).

Weder den Eltern, noch dem Sohne blieb es verborgen, was im Kirchenregister steht; denn in den Jahren 1769 und 1773, als Schiller zum Landexamen kam und als er auf die Solitüde versetzt wurde, empfingen sie Taufscheine, worin der 11. November genannt war. Demzufolge heißt es auch 1780 in dem Abgangszeugniß, welches er von der Akademie mitbrachte: „Alter — 11. November 1759". Aber dem Dichter und seinen Angehörigen galt die lebendige Familienüberlieferung mehr, als ein todtes Kirchenprotokoll. Zwar erwähnt Schiller's Schwester Luise in einem Briefe den 11. November als dessen Geburtstag, und Hoffmeister fügt hinzu: „Diese Angabe aus dem Elternhause überwiegt die des lang entfernten Sohnes". Auch hiergegen muß ich protestiren. Luise war noch ein kleines Kind, als ihr Bruder den Kreis der Familie verließ, um nie dahin zurückzukehren, und sie mag sich wohl nach der schriftlichen Urkunde gerichtet haben. Schiller feierte 1793 sein Wiegenfest in der Heimath, und wenn

*) Schiller's Leben, S. 3 und 9.

wir wirklich annehmen wollten, er hätte das Datum verwechselt, so würde der Irrthum dort jedenfalls berichtigt worden sein. Dies war jedoch nicht der Fall, denn er beging, nach wie vor, den 10. November, und hierauf gestützt, erneuere ich den alten Satz: Schiller wurde am **10. November 1759** zu Marbach geboren.

Unter seinen Taufpathen steht oben an der Obrist und Commandant des Regiments, bei welchem der Vater diente, Christoph Friedrich von der Gabelenz, wirklicher Kammerherr, auch Chevalier de L'ordre militaire de St. Charles. Muthmaßlich war derselbe nicht persönlich anwesend und wurde nur ehrenhalber als Pathe aufgeführt, aber der Täufling bekam die Vornamen Christoph Friedrich von ihm. Sein zweiter Pathe, nach dem er Johann genannt wurde, lebte gleichfalls entfernt, und erscheint unter den Taufzeugen, weil er, der Schiller'schen Familie angehörend, sich zu einer einflußreichen Stellung erhoben hatte. Es war der Studiosus Philosophiae Johann Friedrich Schiller, der in den Biographien unsers Dichters manche Verwirrung anrichtete. Balthasar Haug in seinem „Gelehrten Würtemberg (Stuttgart 1790. S. 238.)" gab ihn für dessen Bruder aus; Schwab widerlegte den Irrthum zwar*), stempelte ihn aber, ebenso haltlos, zum Oheim und Lehrer des kleinen Fritz, und wir werden deshalb den Doppelgänger genauer beleuchten müssen.

Johann Friedrich Schiller wurde zu Marbach am 15. Juli 1731 geboren. Sein Vater und des Dichters Groß=

*) Vergl.: „Schiller's Bruder. Ein Curiosum, in der deutschen Pandora, Stuttgart 1840. Bd. I. S. 115.

vater waren Vettern. Er studirte Philosophie, aber wohl ziemlich regel- und zwecklos, da wir ihn, im Alter von achtundzwanzig Jahren, noch immer als Studenten finden. Durch vornehme Bekanntschaften wurden ihm geheime Sendungen anvertraut, und er bewegte sich zwischen dem Abentheurer und dem Diplomaten mitten inne. Seine Thätigkeit ergiebt sich aus einem Briefe, dessen beglaubigte Abschrift uns mitgetheilt worden ist*). Die Adresse lautet: „à Monsieur Monsieur Weiblen, Candidat en Theologie, à present à Halle, en Saxe", und gleich der Anfang lehrt, daß der Herr Studiosus bei Schiller's Taufe nicht zugegen war:

„Stuttgart, den 2. März 1760.

Mein lieber Herr Weiblen, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit dem September in Holland geweßen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Heßen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Heßen, und vom Herzog zum zweiten Male nach Stuttgart geschickt worden, so sage ich Ihnen viel, aber doch den wenigsten Theil meiner Geschäfte. Ich habe in meinen Unternemungen reussirt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann. Ich genieße vorzüglich Zutritt und Gnade; ich weiß noch nicht, ob ich wieder auf Reißen gehen werde, oder hier bleiben muß. Heute oder Morgen werde ich es erfahren. Wie viel habe ich Ihnen zu sagen, und wie sehr werden Sie erstaunen.

Wollen Sie zu mir kommen, so sende ich Ihnen hierbei 20 Rchsthl. zur Erleichterung Ihrer Reißekosten.

*) Schwab, Urkunden. S. 11.

Aber Sie müßen ohnverzüglich nach Empfang dieses Abreißen. Gehe ich wieder auf Reißen, so werde ich Sie mitnehmen. Sie sollen mir als Vorleßer und Secretair dienen. Es verstehet sich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Ministers und an Standespersonen selbst schreiben, und solche nur durch Sie werde copiren laßen; die übrige Briefe werde ich Ihnen dictiren. Sobald ich wieder nach Hause kommen werde, sollen Sie versorgt seyn, Sie mögen geistlich oder weltlich bleiben wollen. Das aber sage ich Ihnen zum Voraus, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Untersuchung oder Verzögerung geschehen. Alles, was ich unterneme, wenn es gleich bisweilen allzukühn scheint, hat seinen Grund, muß honnet seyn, und ich weiß, wie weit ich gehen kann und darf. Die Verantwortung überlaßen Sie mir. Bisher habe ich keine Ursachen gehabt, mich um Cabalen zu bekümmern. Ich bin mit meiner dermaligen Lage vollkommen zufrieden, und ich werde mich darin zu behaupten wißen.

Geben Sie Herrn Gebauern innliegendes Billet, und entschuldigen Sie mich, daß ich nicht mehr habe schreiben können.

Ich empfehle Ihnen nochmals, wann Sie bei mir seyn wollen, unverzüglich abzureißen. Sie werden in Nürnberg weiter Adresse finden, wenn ich allzuplötzlich wieder fortgeschickt würde. Und sollte Ihnen woran mangeln, so werde ich davor sorgen.

Ich versichere Ihnen, daß Sie Ihr Schicksal keinen beßern Händen als den meinigen anvertrauen können. Verschwiegen müßen Sie seyn können, wenn Sie sich der Ahndung des Herzogs, unsers liebsten Carls, und

meiner Rache nicht aussetzen wollen. Es haben es angesehene Personen empfunden, daß man mich lieber zum Freund als zum Feinde haben muß.

Bringen Sie mir von Herrn oder Madame Gebauer Briefe mit, so wird es mir, je länger sie sind, desto angenehmer seyn. Nur halten Sie Sich nicht lange auf, indem ich geschwind reiße, und es verdrießlich seyn würde, Sie nachkommen zu laßen.

Melden Sie bei Gelegenheit Herrn Profeßor Meier meine gehorsamste Empfehlung.

Entschließen Sie sich kurz und gut; und zaudern Sie nicht. Ich umarme Sie und verbleibe, wie Sie mich kennen.

Johann Friedrich Schiller."

Mögen auch die Farben in diesem Schreiben etwas stark aufgetragen sein, so geht doch daraus hervor, daß der Verfasser wirklich für geheime Angelegenheiten reiste. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich seine Mission auf den Ankauf von Subsidientruppen in Hessen und Würtemberg beziehe, welche für den Dienst in Hollands indischen Besitzungen verwendet werden sollten. Schiller vermittelte diesen zarten Gegenstand, machte deshalb allerlei Kreuz- und Querzüge durch Europa, beschäftigte sich nebenbei mit literarischen Arbeiten und übersetzte 1774 Hawkesworth's Geschichte der Seereisen des Commodore Byron. Auch die großbritannische Regierung wollte sich der deutschen Waffen bedienen, um das freiheitstrunkene Amerika wieder zu fesseln; dies führte den Studiosus Schiller nach England, wo er seine Uebertragung von Robertson's Geschichte Amerika's (Leipzig 1777. 2 Bde.) der Königin

Charlotte dedicirte*). Die Widmung ist „London, den 10. Juli 1777“ unterzeichnet, und darin heißt es: er wünsche ein Andenken seiner innigsten Ergebenheit für die Königin zu hinterlassen, „die Georg's Sorgen für das Wohl seiner Zeitgenossen, durch die Bildung seiner würdigen Familie zu Menschenfreunden, versüßt, und auf dem Throne kein höheres Vorrecht oder Vergnügen fühlt, als den Menschen wohl zu thun“. — Im Jahre 1784 besaß Schiller eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause zu Mainz, wogegen die Nachricht, er sei bei der Handlung Schwan und Götz, ins Reich der Erfindungen gehört. Er übersetzte eine Anthologie von Fabeln und Erzählungen aus dem Englischen, welche er, mit danebenstehendem Originaltext, in der Karthause (1786—1787) drucken ließ**); auch eine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens“ hat er aus England nach Deutschland herüber gebracht.

Wir kehren zu dem neugebornen Knaben zurück. Von Kinderkrankheiten vielfach heimgesucht, entwickelte er sich langsam und schien der Mutter ähnlich zu werden, besonders hatte er das röthliche Haar und die Sommersprossen von ihr. Einzelne Krampfanfälle überwand seine gute Natur, und durch die sorgsame Pflege der Mutter

*) Hoffmeister hat (Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke, S. 7.) diese Uebersetzung, wovon ihm nur die zweite Auflage bekannt war, dem jüngeren Schiller zugeschrieben. Weil er darin aber dessen „ausgearbeiteten Styl“ vermißte, so gelangte er zu dem Schluß: dieselbe sei ihm vornehmlich ein Mittel zur Abtragung seiner Mannheimer Schulden und zur Verbesserung seiner äußern Lage überhaupt gewesen.

**) S. Gothaische gel. Zeitung, 1784. S. 732.

kräftigte er sich allmählig. Vier Jahre zählte der kleine Bursch, als sein Vater, nach langen Feldzügen, in die Heimath zurückkehrte. Die Garnison desselben war zuerst Cannstadt, dann Ludwigsburg, wohin ihm auch seine Familie folgte. Fritz zeigte sich nun schon aufmerksam auf Alles, was der Vater vorlas, und unablässig strömten seine Fragen, bis er den Inhalt erfaßt hatte. Besonders gern hörte er ihn Stellen aus der Bibel lesen, und wenn jener, im Kreise der Seinigen das Morgen= oder Abendgebet sprach, dann eilte der Knabe von seinen liebsten Spielen herbei.

Die bezeichneten Gebete wurden vom Lieutenant Schiller eigens verfaßt, und sie verriethen eine Naturanlage zur geistlichen Poesie. Ein solches fand sich unter den Papieren seiner Gattin, mit deren eigenhändiger Bemerkung: „Dieses Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet".

Treuer Wächter Israel's, Dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob' ich Dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist Er! Dies erschalle nah und fern.
Billig soll mein erster Hauch, da ich von dem Schlaf erwache
Und, des Lebens mir bewußt, an das Tageslicht mich mache,
Meinem Gott geheiligt heißen, und der Lippen erster Laut
Sei, so wie mein ganzes Leben, nur auf Gottes Ruhm gebaut.

Denn, daß ich noch jetzo bin, daß mich nicht ein Todes-
schlummer
Andern Todten zugesellt, oder sonst Gefahr und Kummer
Mit dem neuen Licht des Tages mir ein Uebel sichtbar
macht,
Dieses ist ein Werk der Gnade, ein Beweis von Gottes
Macht.
Gestern legt' ich meinen Leib unbesorgt zur Ruhe nieder,
Gläubig bat ich Dich darum, und Du gabst mir heute
wieder,
Guter Gott, mein Leib und Leben, Gattin, Kinder, Hab'
und Gut,
Alles hast Du wohl beschützet, alles war in Deiner Hut.
Gnade ist's und kein Verdienst, daß Du mir den Lebensfaden
Diese Nacht nicht abgekürzt, oder sonst mit Angst beladen,
Denn ich muß vor Dir bekennen, daß nichts Gutes an
mir ist,
Und daß auch der beste Vorsatz das Vollbringen bald
vergißt.
Wolltest Du, gerechter Gott, nur oft nach Verdienst be-
lohnen,
Und nicht täglich mit Geduld meiner trägen Schwachheit
schonen,
Oh! wie hätten Zorn und Flammen Deines Eifers mich
bedeckt
Und, in Moder, Staub und Asche, schon verlängst dahin
gestreckt.
Dieses, Deiner Langmuth Ziel, laß mich heut zur Buße
leiten,
Heute noch, denn ungewiß sind der Zukunft Stund und
Zeiten;

Ueberzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
Oder, nach der Heuchler Art, bei der Reue stehen bleiben,
Nein! es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entziehn
Und, in einem neuen Wandel, Früchte der Bekehrung blühn.
Welt und Himmel eint sich nicht; soll ich mich zu Gott erheben,
Darf ich nicht zugleich an dem, was nicht Gott ist, fortan kleben;
Alles, was dem großen Haufen gangbar ist und wohlgefällt,
Sei bei unverfälschten Christen abgethan und eingestellt.
Immer ist mein Vorsatz zwar, gut und ernstlich umzuwenden,
Oefters fang' ich freudig an, von den angewöhnten Sünden,
Von der Trägheit, Gott zu leben, Gott zu dienen, abzustehn,
Und auf seinen guten Wegen unverrückt einher zu gehn.
Aber leider, und wie sehr, fehlt es mir an eigner Stärke,
Und wie werd ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht meine Kraft verleihn,
Und das eifrigste Bestreben, fromm vor Dir, o Gott, zu sein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,

Wiederum vereitelt wird, und sich neue Bosheit regt.
Aber soll ich darum ganz an der Besserung verzagen?
Bei dem guten Gott nur stets über Unvermögen klagen?
Nein! ich will mich frisch ermannen; Geist der Gnade steh' mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer Dir allein gefällig sei.
Führe mich auf ebner Bahn, leite mich auf Deinen Wegen;
Gieb mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles was ich bin und habe übergeb' ich Deiner Hut:
Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!

Amen! *)

Solch patriarchalischer Gottesdienst wirkte tief auf den heranblühenden Knaben, und Christophine Schiller hat das Bild ihres betenden Bruders in treuem Gedächtniß bewahrt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände, gaben ihm das Ansehn eines Engelsköpfchens."

Des Knaben Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen die Schwester und seine Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er aller Liebling. Schiller's treffliche Mutter verstand es, die holden Keime seines Gemüths zu wecken, und neuen

*) Nach der Handschrift von Schiller's Mutter.

Samen darin auszustreuen. Sie war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, worüber man gerade predigte. Diese Besuche im großelterlichen Hause, welche von Cannstadt und Ludwigsburg unternommen wurden, zählte Schiller zu den freundlichsten Erinnerungen seiner Jugend, und Christophine sagt: „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich, auf ihrer Wanderung nach Emmaus, Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor.“

Im Jahre 1765 beförderte Herzog Karl den Vater Schiller's zum Hauptmann, und schickte ihn als Werbeofficier nach Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, gab ihm jedoch Erlaubniß, in dem würtembergischen Grenzort Lorch wohnen zu dürfen. Die Häuser des Dorfes stehen im einsamen Wiesenthal, von einem Hügel schauen die dazu gehörigen Klostergebäude ernst herab, und vor denselben breitete eine uralte Linde ihren mächtigen Wipfel aus. Rings umziehen düstere Tannengebirge das Thal, durch welches sich der Remsfluß windet; steile, baumlose Felsenstirnen ragen in der Ferne, unter denen sich der schroffe Rechberg und der weltberühmte Hohenstauffen scharf bemerkbar machen. Die Lage der Umgebung von Lorch ist ganz geeignet, eine feurige Knabenphantasie auf das fruchtbarste zu entzünden.

Bei den biedern und gutmüthigen Bewohnern fand die Schiller'sche Familie eine liebevolle Aufnahme, und besonders zeigte sich der Ortsgeistliche, Mag. Philipp Ulrich Moser, „Sindelfingensis", wie er selbst zu schreiben pflegte, als wahrer Freund des Hauses. Er hatte einen Sohn, Christoph Ferdinand Moser, der mit Fritz Schiller die beste Cameradschaft schloß und dessen sanfter Character sehr bildend auf ihn wirkte. Fritz wurde zu dem Pfarrherrn in die Schule gethan, wo die beiden Knaben gemeinschaftlichen Unterricht empfingen. Unser Dichter lernte zuvörderst lesen, doch ehe er das noch recht konnte, hatte man ihm schon etwas Latein, ja sogar griechische Wörter eingeprägt. Der eifrige Lehrer ließ ihn im sechsten Jahre mit der Sprache von Rom beginnen, und im siebenten kam auch die Sprache von Griechenland an die Reihe. Moser war ein wackerer aber strenger Mann. Scharf sah er auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels, und ließ ihnen, wenn er es für nöthig hielt, auf dem Rathhause sagen: wie viel ein Pfund Heller koste. Dabei fand er viel Verdruß und wenig Dank, was ihn vielleicht bestimmte, im Jahre 1767, kurz ehe die Schiller'sche Familie Lorch verließ, das dortige Pfarramt mit einem andern zu vertauschen. Sein kleiner Schüler war ihm indeß herzlich ergeben, und um sein Andenken zu ehren, hat Schiller nachmals den Geistlichen, der in den Räubern auftritt, „Moser" genannt.*)

Christoph Ferdinand Moser wollte, wie sein Vater,

*) Christophine, bei Körner und Caroline v. Wolzogen. Reinwald, im neuen liter. Anzeiger, 1807 Nr. 26. Schwab's Urkunden, S. 36.

ein Prediger werden, und es gelang ihm, auch seinem Freund Schiller lebhafte Neigung für den geistlichen Stand einzuflößen. Gern ließen dessen Eltern ihn gewähren, sie hatten ihre stille Freude an der theologischen Betriebsamkeit ihres Fritz. Oft stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Wer zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort, und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen, und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers abgemerkt, daß diese eine gewisse Eintheilung hatten, wonach er denn die Form der seinigen zu bilden strebte.*) — War das alles nur ein dunkler Nachahmungstrieb, oder war es die erste Regung, dem innern Wogen nach außen hin Worte zu leihen? Wer mag die Seele des Kindes enträthseln, in der stets ein rastlos geschäftiges Walten herrscht, wie ein Korallenbaum, wodurch das Ganze unmerklich und wunderbar fortwächst.

Fritz ging gern in Kirche und Schule; nur selten wurden diese versäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schwester zu einem Ausfluge in die Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, die hierbei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend. Zu ihren Lieblingsspaziergängen

*) Christophine und Reinwald a. a. O.

gehörte eine Kapelle auf dem benachbarten Calvarienberge, wohin der Weg durch die Leidensstationen führte. Auch das Kloster, welches viele Gräber des Hohenstaufen-Geschlechts umschließt, besuchte man; der Vater erklärte dann die geschichtlichen Denkmale der Gegend, oder erzählte von seiner eignen Kriegerlaufbahn, und oft nahm er den Knaben zu den militairischen Uebungen mit. *)

In diesen Bergen und Thälern knüpfen sich fast an jede Felswand, an jedes rieselnde Gewässer, an jeden altersbraunen Thurm vaterländische Historien und Sagen. Jeder Schwabe hat ein heißes Herz für die Heimath; er kennt ihre Heldensagen, wie ihre Berg- und Waldmährchen, auch weiß er mit lebhafter, malerischer Weise davon zu berichten. Das gab dem kleinen Schiller reichen Stoff zum Sinnen und Denken, wenn er die Geschichte und die Poesie des Volkes so unmittelbar empfing. Eine Fülle frischer Lebensbilder drängte sich ihm auf; die Ruhe, die Abgeschlossenheit des elterlichen Hauswesens paßte recht dazu, sie einsam weiter fortzuspinnen, wodurch ihre Innerlichkeit immer mehr gewann.

Wie bedeutungsvoll müßte es sein, nicht nur für die Geschichte von Schiller's Genius, sondern für die Geschichte des Menschengeistes überhaupt, wenn uns der Dichter seinen damaligen Entwicklungszustand selbst geschildert hätte — wenn er uns geschildert hätte, wie einzelne bunte Sonnenstäubchen ihm durch die Seele zuckten, wie sie größer und größer wuchsen, bis sie sich endlich zu mächtigen idealischen Welten formten. Es scheint fast, als habe Schiller einmal den Plan gehabt, ein solches Bild seines innern In-

*) Christophine bei Caroline v. Wolzogen.

gendlebens zu entwerfen. Nachdem seine Prüfungs- und Wanderjahre vorüber waren, nachdem er in Jena ein Amt und ein liebes Weib gefunden, bat er den Vater, ihm alles zu senden, was sich unter dessen Papieren von seinen frühesten Arbeiten und Poesien etwa finden möchte. „Diese Dinge interessiren mich jetzt", schrieb er, „und ich brauche sie als Belege zur Geschichte meines Geistes."

Der alte Herr kam dem Wunsche mit großer Lebhaftigkeit entgegen, und er erwiederte am 6. März 1790:*) „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen und sonach, im Diminutivo, jedes kleine Bächgen ein Neckarle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch Gmünd gefahren, einer Mausfalle verglichen, weil Er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserem Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man ihm statt Mantel einen schwarzen Schurz, und statt Ueberschlags ein Predigt-Lümpgen anthun müssen. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und so viel, als diese Umstände erlaubten. Endlich Sein Uebergang in die herzogliche Militair-Akademie, woselbst Er erstlich als Theolog, nachher als Jurist und zuletzt als Arzt Sein Studium angefangen. Wie Er Sein erstes Trauerspiel: „Die Christen", in Seinem dreizehnten Jahre

*) Ich theile die Stelle hier zum Erstenmal nach dem Original mit.

geschrieben; was für lateinische Distichen, Carmina und Epistolae etc. Er verfertigt; wie Er mit Hrn. Professor Jahn in Collision gekommen; — doch das gehört mehr zu einer Lebens-Beschreibung, und jetzo abstrahire ich."

Mit Schillers Geist und Gemüth, gestaltete sich zugleich sein kindlicher Charakter, und einzelne Grundzüge desselben traten deutlich hervor. Er zeigte sich stets wahr und gewissenhaft; begangene Fehler gestand er fast immer selbst. Vom Eigenthum hatte der Knabe kaum einen Begriff, und es war seine vorherrschende Neigung, alles mit Andern zu theilen. Oft verschenkte er Sachen, deren er nothwendig bedurfte: Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Da Christophine einen gleichen Hang besaß, so wurde sie seine Vertraute; um den Bruder zu schützen, gab sie sich als Mitschuldige an und duldete Scheltworte oder Züchtigungen für ihn. Die beiden Geschwister waren schon frühe ein Herz und eine Seele; sie durchlebten ihre Spiele, ihre Träume, ihre kleinen frohen und trüben Schicksale mit einander. Wenn sie sich irgend schuldig fühlten, dann bekannten sie, die väterliche Strenge fürchtend, lieber der sanften Mutter ihr Vergehn, und baten, daß sie selbst die Strafe an ihnen vollziehen möchte. — Einst bemerkte der Vater, Fritz trage seine Schuhe nur mit Bändern zugebunden, und als er ihn darüber zur Rede stellte, erwiederte dieser: „Ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, der sie nur Sonntags anlegt; ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage." Des Vaters Rührung verhinderte diesmal jeden Verweis, doch mußte er ihm das Verschenken der Schulbücher ausdrücklich untersagen. *)

*) Christophine bei Caroline v. Wolzogen, und bei Andreas Streicher, S. 11.

In der grünen Waldeinsamkeit von Lorch machte Schiller eine Bekanntschaft, die sich nach Jahren recht herzlich erneuerte. Carl Philipp Conz, 1762 zu Lorch geboren, war damals ein gar kleiner Bursch, doch ließ ihn Fritz an seinen Spielen Theil nehmen. Gleich dem letzteren, erwählte auch Conz die Theologie, und folgte dann einem Trieb zur Dichtkunst. Nach fast sechszig Jahren konnte er sich Schiller's Bild aus jener früheren Zeit zurückrufen, und erinnerte sich einzelner Knabenscenen, die er mit ihm verlebt hatte.*) Stäudlin's schwäbischer Musenalmanach (Jahrgang 1782, S. 169) enthält eine Ode von Conz: „An S*. Im März 1781", welche unzweifelhaft an Schiller gerichtet ist und den Landschafts-Hintergrund ihrer Kindheit schildert:

„Sieh, hier auf den Auen der Heimath,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der wiedertönt vom Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg,
Und weiter hinten, wo unten die Flur,

*) Siehe oben S. 33.

Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg! — —

— — — — — — —

Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasienblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl! —
Und o, wie du schon da
Manche kindische Freuden
Mit mir theiltest,
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Aufzulodern begann, und bald
Ausschlagen wird zur Flamme!"

Schiller behielt immer eine große Anhänglichkeit an die Umgebung von Lorch, und als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausflugs, den er mit Christophinen unternahm. Jedem guten Menschen bleibt die Heimath der Jugend theuer, um wie viel mehr muß dies beim Dichter der Fall sein. Hier regten sich zuerst die Schwingen seiner Phantasie und führten ihn in die Zauberwelt der Träume; hier ist ihm jeder Teich eine wunderbergende Meerestiefe, jeder Busch ein geheimnißvoll belebter Wald gewesen. Als Schiller die Elbgegend bei Meißen erblickte, war er tief ergriffen, denn

sie mahnte ihn an die Fluren von Lorch, „an den Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit.“ *)

Während des Lorcher Aufenthalts hatte sich die Schiller'sche Familie um ein Glied vermehrt. Im Januar 1766 wurde die Schwester Luise geboren, und Fritz hatte nun ein liebes kleines Wesen, mit dem er tändeln konnte. Sein Vater beschäftigte sich zur Zeit eifrig mit Beobachtung der Bodenkultur, woraus eine schriftstellerische Arbeit entstand, die den Titel führte: „Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart 1767 — 1769“. **) Der Knabe sah also in seiner nächsten Nähe literarische Thätigkeit und Publikation, was gewiß nicht eindruckslos an ihm vorüberging. Uebrigens lebte die Familie zu Lorch in sehr beschränkten Verhältnissen, weil der Hauptmann Schiller drei Jahre lang nicht den mindesten Sold empfing, sondern vom eigenen Vermögen zehren mußte. Erst nachdem er beim Herzoge eine nachdrückliche Vorstellung eingereicht hatte, daß er auf solche Art unmöglich länger als ehrlicher Mann auf seinem Posten bestehen könne, wurde er abgerufen, und 1768 in die Garnison Ludwigsburg versetzt, wo man ihm den rückständigen Sold allmälig nachzahlte. Hier fand er nun Gelegenheit, seine Ansichten von der Benutzung des Bodens aus der Theorie in die Praxis zu

---

*) Briefwechsel mit Körner, I. 54.

**) Vergl. Allgem. literar. Anzeiger, 1797 Nr. 52, S. 584, wo sich ein kurzer Nekrolog Johann Kaspar Schiller's findet, ohne daß auch nur bemerkt würde, er sei der Vater des Dichters gewesen.

übertragen; er gründete eine Baumschule, und diese erfreute ihn durch treffliches Gedeihen.

Unser Schiller zählte neun Jahre, als er mit den Eltern von Lorch nach Ludwigsburg kam. Der neue Aufenthalt mußte ihm im Vergleich mit jenem stillen Walddorfe, außerordentlich prächtig und volkreich erscheinen, denn Herzog Karl hatte, weil er die aufsässigen Landstände durch Stuttgart's Schaden strafen wollte, seine dortige Residenz mit Ludwigsburg vertauscht. Nun war die kleine Stadt plötzlich zum Schauplatz alles Glanzes, aller fürstlichen Zerstreuungen umgezaubert, und was die Mode, die Laune, die Bizarrerie nur irgend Strahlendes und Ungewöhnliches ersinnen mochte, das sammelte sich in dem deutschen Fontainebleau. Hier gab es italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballets, Seiltänzer und, zur Karnevalszeit, eine venetianische Messe, welche von Jung und Alt nur in der Maske besucht werden durfte. Welch eine Fülle von fremden Erscheinungen, neuem Leben und überraschenden Eindrücken für den leicht empfänglichen Knaben. Jetzt sah er zum Erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Prachtliebe des Herzogs irgend erzielen konnte. Hauptsächlich wurden Opern dargestellt; im raschen Wechsel zogen reichgemalte Dekorationen vorüber, und es kamen nicht blos künstliche Löwen und Elephanten, sondern auch lebendige Pferde auf die Bühne. Dazu ein treffliches Orchester, ausgezeichnete Sänger und schimmernde Ballets, von Noverre arrangirt, von dem berühmten Vestris getanzt — dies alles vereinte sich, Schiller's reizbare Phantasie zu entflammen.

Eine unbekannte Welt eröffnete sich ihm, an welche sich nun seine Spiele, sein ganzes Dichten und Trachten

anknüpfte. Schon damals gingen ihm Pläne zu Trauerspielen durch den Kopf, und bis ins vierzehnte Jahr war es sein stilles Vergnügen, mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen aufzuführen. Die Schwester Christophine half ihm treulich dabei; ihre angeborene Lust zum Zeichnen und Malen kam nicht blos den Kulissen, sondern auch den tragischen Helden selbst zu statten. War die Vorstellung dann geordnet, so mußten leere Stühle symbolisch den Kreis der Zuschauer vertreten, und das Stück begann. Aber Schiller's Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich trotz dieser Spiele nicht; der Trieb seiner Seele hatte sich schon in Doppeläste getheilt: er wollte erfreuen und belehren.*)

Einen rechten Jugendfreund fand er in Ludwigsburg, mit dem er für's ganze Leben verbunden blieb. Es war Friedrich Wilhelm von Hoven. Die Knaben hatten mancherlei Berührungspunkte: beide waren von gleichem Alter, beide Offizierssöhne, Schulkameraden und angehende Theologen. Nach einiger Zeit bezog sogar die Schiller'sche und die Hoven'sche Familie dasselbe Haus, dasjenige nämlich in dem sich die Cotta'sche Buchdruckerei befand. Hoven neigte sich, durch den Special Zilling irregeleitet, zur Frömmelei, doch da er sonst ein frischer geistvoller Knabe war, that er das kopfhängerische Wesen bald wieder von sich. Je weniger Freiheit er und Schiller nach außen hin hatten, je mehr ihre Väter sie zum Fleiß anhielten, mit desto größerer Herzlichkeit umschlossen sie einander. Sie verbrachten jede Mußestunde zusammen, und übten allerlei Muthwillen, namentlich spielten sie

*) Christophine bei Frau v. Wolzogen und Reinwald a. a. O.

dem Setzer in der Druckerei täglich einen andern Streich. Schiller war, ungeachtet der Einschränkung, in der er vom Vater gehalten wurde, damals sehr lebhaft, ja beinahe übermüthig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wobei es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den ältern und stärkern imponirte er, weil er niemals Furcht verrieth. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei solchen Neckereien keine bösartige Gesinnung, sondern nur muthwillige Laune, die ihm daher auch leicht verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren wenige seiner vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer schien ihm zu groß, das er ihnen nicht hätte darbringen mögen.*)

Schiller und Hoven besuchten gemeinschaftlich die lateinische Schule in Ludwigsburg. Dieselbe war aus drei Klassen zusammengesetzt, von denen jede unter einem einzigen Lehrer stand, der den Titel Präceptor führte. In der untersten Klasse wurde nichts als Latein gelehrt; nur der Freitag blieb unserer Muttersprache gewidmet. Hier waltete als Lehrer ein ernster, etwas strenger Mann, der aber die Schüler freundlich behandelte, so daß alle Fleißigen ihm zugethan waren. Jede Lektion wurde mit Gebet eröffnet, und Sonntags gab es Religionsunterricht in der Kirche. Am Vormittag mußten die Scholaren der Predigt, Nachmittags der Katechisation beiwohnen. Der

*) Hoven, in dessen Biographie, S. 54, u. bei C. v. Wolzogen.

Dichter Schubart war damals Organist in Ludwigsburg; er entzückte die Bewohner durch treffliches Orgelspiel, und ging nach dem Gottesdienst aus der geistlichen Melodie zuweilen in eine weltliche über. Zwar verbot ihm dies der orthodoxe Special Zilling*) von Amtswegen, doch Schubart, der das ganze Publikum für sich hatte, kehrte sich nicht daran und schleuderte nur einzelne satyrisch poetische Pfeile auf das hochmüthige Treiben jenes Geistlichen.

Zu Neujahr 1769 überreichte Schiller seinen Eltern folgendes Gedicht:

„Herzgeliebte Eltern!

Eltern, die ich zärtlich ehre,
Mein Herz ist heut voll Dankbarkeit!
Der treue Gott dies Jahr vermehre,
Was sie erquickt zu jeder Zeit!
Der Herr, die Quelle aller Freude,
Verbleibe stets Ihr Trost und Theil;
Sein Wort sey Ihres Herzens Waide
Und Jesus Ihr erwünschtes Heil.
Ich dank' vor alle Liebes Proben:
Vor alle Sorgfalt und Geduld,
Mein Herz soll alle Güte loben,
Und trösten sich stets Ihrer Huld.
Gehorsam, Fleiß und zarte Liebe
Verspreche ich auf dieses Jahr.
Der Herr schenk' mir nur gute Triebe,
Und mache all mein Wünschen wahr. Amen."

*) Special ist eine altwürtembergische Benennung für Dekan; sie bedeutet eigentlich: Special-Superintendent, als Gegensatz zum General-Superintendenten.

Diese Strophen sind auf einen Foliobogen geschrieben, und gegenüber steht derselbe Glückwunsch in lateinischer Sprache. Das Blatt wird in der Schiller'schen Familie aufbewahrt, aber keineswegs nennt eine Ueberlieferung den Knaben als Autor des Gedichts. Dennoch fügt Hoffmeister, der dasselbe zuerst veröffentlichte*), hinzu: „Daß diese Verse mit den lateinischen Worten, wirklich von Schiller verfaßt sind, erleidet keinen Zweifel". Hier herrscht unbedingt ein Irrthum, denn nahe Verwandte und Freunde des Dichters bezeugen ausdrücklich: sein erstes deutsches Gedicht sei am Tage vor der Confirmation entstanden. Mir erscheint das Ganze wie ein ächt schulmäßiger Neujahrswunsch, welcher ihm zum Abschreiben und zum Uebersetzen ins Lateinische vorgelegt wurde.

Gegen Ostern 1769 machte Schiller eine Reise nach Stuttgart, denn die theologischen Scholaren aus ganz Würtemberg mußten sich dort einfinden, um sich vom Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, Mag. Knaus, prüfen zu lassen. Man nannte dies „das Landexamen". Nur diejenigen, welche mehrfach durch dessen Fegefeuer passirt und jedesmal gut bestanden waren, wurden zum weitern Studium der Theologie in einer Klosterschule aufgenommen; alle übrigen wies man als untauglich zurück. Schiller erschien dem hochgestrengen Examinator gleich als ein hoffnungvoller Knabe, und er gab ihm die Censur: „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur". — **) Mit erleichtertem Herzen kehrte der Belobte nach Ludwigs-

*) Nachlese, I. 5.

**) Morgenblatt 1807, Nr. 201.

burg zurück, wo er übrigens schon für einen der besten Schüler seiner Klasse galt. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß, denn dieser, bei entschiedenen Talenten in der eigenen Jugend fast vernachlässigt, setzte alles daran, daß der Sohn etwas tüchtiges lernen sollte. Fritz that ihm nie genug, und wenn auch dessen Lehrer vollkommen zufrieden waren, so sprang und spielte er ihm doch, außer der Schulzeit, noch gar zu viel im Garten herum, weshalb er manche Strafe empfing. *)

Bald darauf kam Schiller in die zweite Klasse der Schule, wo eben auch wieder, vor allen andern Dingen, Lateinisch traktirt wurde. Aber man erhob sich hier bereits von der trocknen Grammatik zum Uebersetzen, und der Präceptor dieser Abtheilung, gleichfalls ein gewiegter Schulmann, ließ sich den Unterricht sehr angelegen sein. Da er indeß zu den Frommen gehörte, so rechnete er den eifrigen Besuch der Predigt seinen Schülern höher an, als Fleiß und Fassungskraft. Freitags, wo man ausnahmsweise der deutschen Sprache oblag, ließ er strenggläubige Bücher lesen und hielt förmliche Katechisationen, wie in der Kirche. Wenn sich dabei jemand unaufmerksam zeigte, dann tadelte er ihn einstweilen nur mild durch Worte, aber seine Schuld blieb im treuen Gedächtniß angemerkt, und falls derselbe Knabe beim lateinischen Unterricht irgend einen Fehler beging, so wurden ihm die restirenden Prügel doppelt nachgeliefert. Deshalb war der Präceptor mehr gefürchtet, als geliebt, und seine Scholaren spannten alle Segel auf, um recht bald in die oberste Klasse versetzt zu werden.

*) Hoven; bei Caroline v. Wolzogen.

Bisher hatte Schiller sich eigentlich nur durch lateinische Sprachkenntnisse Lob erworben. In andern Wissensfächern, in geistigen Kräften und Fähigkeiten ragte er nicht auffallend hervor; wenigstens ahnten weder Lehrer noch Mitschüler etwas von den seltenen Anlagen, die in ihm schlummerten. Als er eilf Jahre zählte, gab sich allmälig das Ungewöhnliche seines Wesens kund. Nun war er kein Freund mehr von den lärmenden Vergnügungen des Knabenalters, sondern durchzog während der Freistunden, mit einem auserwählten Genossen, die schöne Landschaft um Ludwigsburg und ihre schattigen Fruchtbaumwälder. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Pläne für die kommende Zeit waren ihm damals der liebste, fesselndste Unterhaltungsstoff.*)

Ganz unerwartet brach auch sein poetischer Drang einmal in lautem Ergusse hervor. Er hatte als Sekundaner mit einem Schulkameraden, Immanuel Gottlieb Elwert aus Cannstadt, in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Ihr Lehrer, der uns schon als beschränkter Frömmling bekannt geworden, drohte, sie furchtbar durchzupeitschen, wenn sie nur ein einziges Wort verfehlen würden, und zum Unglück fügte es sich, daß er selbst an dem bestimmten Tage die Katechese zu halten bekam. Mit zitternder Beklemmung fingen die Knaben an, doch brachten sie glücklicherweise ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus und empfingen jeder zwei Kreuzer zur Belohnung. Eine Baarschaft von vier Kreuzern hatten die jungen Freunde selten beisammen gehabt, deshalb beschäftigte sie die lange Frage: was sie sich Gutes dafür thun sollten? Schiller's

*) Petersen, im Morgenblatt 1807, Nr. 164.

Vorschlag, auf dem Hartenecker Schlößchen kalte Milch zu essen, fand Beistimmung, allein in Harteneck war das Gewünschte nicht zu erlangen. Schiller trug jetzt auf einen Vierling Käse an; für diesen wurden aber vier Kreuzer gefordert, und die kleinen genügsamen Wanderer hätten nicht einmal Brod dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen pilgerten sie also weiter nach Neckarweihingen, wo man ihnen endlich, wenn auch nicht ohne vielfaches Herumfragen, eine Milch in reinlicher Schüssel und obenein silberne Löffel zum Essen gab. Alles dies kostete nur drei Kreuzer, und es blieb noch einer zu Johannisträubchen übrig. Ueber solchen Vollgenuß von Lust gerieth Schiller in eine dithyrambische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte, in wahrhaft dichterischem Schwung, dem milchentblößten Orte seinen Fluch, demjenigen aber, der ihnen die Labung gereicht, seinen gefühltesten Segen. — Nach zwanzig Jahren erinnerte er sich des Vorfalls noch sehr genau, und erzählte ihn seinem Freunde Elwert, der nun Physikus in Cannstadt war, „mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit". *)

Im Jahre 1770 wurde Schiller's Vater plötzlich aus der Garnison Ludwigsburg abberufen. Der Herzog Karl hatte auf der Höhe des bewaldeten Hasenbergs, drei Stunden von Stuttgart, in den Jahren 1763 bis 1767 ein Lustschloß erbaut, dem er den Namen „die Solitüde" gab. Das prachtvolle Gebäude, in Rundform errichtet,

---

*) Petersen, a. a. O.

war an den Seiten mit Pavillons und in der Mitte mit einer hohen Kuppel versehen, von welcher sich dem Auge eine weite Aussicht darbot. Bedeutende Baumpflanzungen umringten das Schloß, und sie wurden der Obhut des Hauptmann Schiller anvertraut, denn sowohl dessen „Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge", als seine praktische Tüchtigkeit hatten dem Herzog dargethan, dieser Offizier könne auch im Frieden dem Vaterlande nützlich werden. Zugleich gründete der Fürst auf der Solitüde ein Waisenhaus für Soldatenkinder, die namentlich in Tanz und Gesang, in Gartenkunst und Bildhauerei Unterricht erhielten, um künftig einmal den Festen des Hofes zu dienen.

Unser Schiller blieb in Ludwigsburg zurück, wo er bei dem Ober-Präceptor der Schule, Professor Johann Friedrich Jahn, in Kost und Wohnung gethan wurde. Derselbe führte das Scepter in der obersten Klasse, welche den rasch vorwärts strebenden Knaben jetzt aufnahm. Zwar bildete auch hier die lateinische Sprache den Mittelpunkt, doch wurde außerdem Griechisch und Hebräisch gelehrt; jenes als Erforderniß für die gelehrte Bildung überhaupt, dies als Vorbereitung zum Studium der Theologie. Jahn bestieg, obwohl er Geistlicher war, niemals die Kanzel, denn seine Neigung hatte ihm ganz dem Lehrfach zugewendet und er galt für einen vorzüglichen Schulmann. In den alten Sprachen besaß er eine seltene Meisterschaft, auch imponirte er den Scholaren durch unerschütterlichen Ernst und durch die Consequenz beim Unterricht. Jeden einzelnen kannte er genau, und wußte jeden, nach seinen Anlagen, möglichst zu fördern. Obwohl er nur sprachlichen Unterricht gab, so ließ er doch, beim Erklären der Klassiker, vielfache wissenschaftliche Dinge

mit einfließen, und die Schüler des Ludwigsburger Gymnasiums kamen vorbereiteter auf die höhern Lehranstalten, als diejenigen, welche eine andere Landesschule besucht hatten. Von römischen Dichtern ließ Jahn Ovid's Tristia, Virgil's Aeneide und die Oden des Horaz übersetzen. Schiller lernte also frühzeitig drei Matadore des Alterthums kennen, indeß bemerkte keiner von den Mitschülern, daß er damals an einem dieser Sänger mit besonderer Innigkeit hing. *)

Wenngleich Jahn sich in der Klasse als tüchtiger Lehrer zeigte und Schiller gute Fortschritte unter seiner Leitung machte, so wurde ihm doch nicht heimisch im Hause des rauhen, mürrischen Mannes, und endlich kam es zur offenen „Collision" zwischen ihnen. Der eilfjährige Knabe, auf einmal von Eltern und Schwestern getrennt, fühlte sich vereinsamt, er vermißte die liebende Sorgfalt seiner Angehörigen. Sein bester Trost war die Nähe der Solitüde. Jeden Sonn- und Festtag benutzte er, um auf schnurgerader, mit Alleen gesäumter Straße zu ihnen hinzuwandern, wo er von frohen Augen und Herzen empfangen wurde. Am Neujahrstage 1771 überreichte er dem Vater einen lateinischen Glückwunsch, den er selbst übersetzt hatte. **) Gegen Ostern ging er dann wieder nach Stuttgart zum Landexamen, und Schiller erhielt, für die letzten beiden Jahre nachstehende Censur: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur."

Bald nachher sollte er der Oberaufsicht des finstern

---

*) Hoven's Biographie, S. 18, und Petersen a. a. O.

**) Hoffmeister's Nachlese IV. 1.

Professor Jahn enthoben, zugleich aber auch von seinem treuen Freunde Hoven getrennt werden. Es lag nämlich in der Natur des Herzogs Karl, daß seine Entwürfe anfangs klein waren, und sich dann, während der Ausführung, größer und größer gestalteten. Jetzt hatte er das Waisenhaus auf der Solitüde zu einer „Militairischen Pflanzschule" erhoben; Knaben aus den bessern Ständen, besonders Offizierssöhne, sollten darin aufgenommen und ausgezeichnete Lehrer dabei angestellt werden. Der erste, der für das Institut berufen wurde, war der Ober-Präceptor Jahn, und er ging ohne Säumen an den Ort seiner Bestimmung ab. Da nun aber noch die Zöglinge fehlten, so ließ der Herzog seine Offiziere auffordern, ihre Söhne der Pflanzschule zu übergeben. Auch Hoven's Vater erhielt ein solches Schreiben, und um sich nicht in Ungnade zu stürzen, meldete er den jüngeren Sohn, Christian August, zur Aufnahme an. Als er diesen dorthin brachte, begleitete ihn auch der ältere, Schiller's Busenfreund, welcher Theolog werden wollte. Herzog Karl sah denselben, er gefiel ihm, und halb mit Güte, halb mit Gewalt behielt er beide Brüder auf der Solitüde.

Es mußte nun eine andere Pension für Schiller ermittelt werden, weil er seinen Schulcursus noch nicht vollendet hatte. Durch Abgang des Professor Jahn war dessen Stelle erledigt, welche jedoch durch den Ober-Präceptor Winter sogleich wieder besetzt wurde. Nach altem Herkommen sollte derselbe mit lateinischen Versen empfangen werden, und die Aufgabe, das Begrüßungsgedicht zu verfassen, traf unsern Schiller. Er lös'te sie ohne Schwierigkeit, und glaubte seinem neuen Vorgesetzten mit dem darin angebrachten Wortspiel:

Ver nobis Winter pollicitusque bonum,

etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen. Winter war ein biederer, doch zugleich sehr heftiger Mann, der sich leicht vom Jähzorn hinreißen ließ. Einst wurde Schiller wegen eines bloßen Mißverständnisses, ganz schuldlos durch harte Stockschläge von ihm gestraft. Etliche Tage nachher erkannte Winter seinen Irrthum, und ging zu Schiller's Vater, um sich deshalb zu entschuldigen, denn er war überzeugt, der Knabe werde die unverdiente Züchtigung zu Haus geklagt haben. Dieser hatte jedoch, wahrscheinlich aus Furcht vor dem strengen Vater, kein Wort davon verlauten lassen, obwohl man die blauen Flecke von den empfangenen Schlägen noch auf seinem Rücken fand. *)

Schiller's Neigung zur Poesie sprach sich in Ludwigsburg besonders dadurch aus, daß er alle Schulgenossen an Emsigkeit übertraf, wo es galt, lateinische Distichen zu machen. **) Es hat sich ein langes Carmen solcher Verse erhalten, in welchen Schiller dem Special M. Zilling für dessen Erlaubniß zur Abhaltung der Herbstferien, den allgemeinen Dank ausdrückt. Dasselbe ist vom 28. September 1771 datirt, und es beginnt:

O mihi post ullos nunquam memorande Decane,
Audi hilari grates nunc quoque fronte meas.
Quod libertatem nobis requiescere paulum
A studiis nostris atque labore dabas.
Nam non sunt semper tractanda negotia curis,
Alternoque juvat mista labore quies. etc. ***)

---

*) Petersen's Nachlaß (Supplemente v. Hoffmeister, I. 4.) und Reinwald im neuen literar. Anzeiger 1807, Nr. 49.

**) Hoven, S. 54.

***) Schwab, Urkunden, S. 37.

Der mehrmals genannte Zilling war der Sohn eines Bäckers aus Ludwigsburg, doch um desto größeren Stolz legte er auf die errungene geistliche Würde, und seine pfauenhafte Gravität ging bis zur Lächerlichkeit. So durfte sein eigner Bruder, welcher dort den Küsterposten bekleidete, ihm niemals den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Hiermit vereinigte er ein dermaßen bigotes und eifervolles Christenthum, daß ihn die Bewohner der Stadt und Gegend „den lutherischen Pfaffen" zu nennen pflegten. Einen andern hervorstechenden Charakterzug bildete sein Verfolgungsgeist und seine Rachsucht. Nicht zufrieden, daß Schubart vom Organistenamt entsetzt worden war, verbot er, als derselbe auf dem Asperg saß, dem dortigen Prediger, ihm das Abendmahl zu reichen, wonach der Gefangene dringend begehrte.

Dieser Mann beherrschte in Ludwigsburg alles, was Kirche oder Schule betraf; durch ihn empfing Schiller den Religionsunterricht, durch ihn wurde er im Jahre 1772 confirmirt. Bei dieser Gelegenheit versuchte er sich, nachdem er die lateinische Metrik vollkommen inne hatte, nun auch in deutschen Versen. Seine Eltern waren von der Solitüde herübergekommen, um dem feierlichen Akte beizuwohnen, und Schiller selbst erzählte nachmals, am Tage zuvor sei sein erstes deutsches Gedicht entstanden. Die fromme Mutter sah nämlich mit Bekümmerniß, daß er theilnahmlos auf der Straße umherschlendere, denn jene blinden, starren Glaubenslehren, welche Zilling vortrug, mußten den religiös erzogenen Knaben mehr abstumpfen als anfeuern. Sie rief ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe über eine solche Gleichgültigkeit, und suchte ihm die Wichtigkeit des kommenden Tages ein-

dringlich darzustellen. Ihre Ermahnungen weckten sein religiöses und poetisches Gefühl; er zog sich in die Einsamkeit zurück, und brachte dann der Mutter ein deutsches Gedicht, welches den Eindruck schilderte, den die Ablegung des Glaubensbekenntnisses in ihm hervorrief. Als er den lyrischen Erguß auch seinem Vater übergab, nahm ihn dieser lächelnd mit der Frage hin: „Bist du närrisch geworden, Fritz? *)

Während dieser Zeit wurde Schiller durch körperliche Schwäche, die vom schnellen Wachsen herrührte, mehrfach in seinem Fleiß unterbrochen. Deshalb erhielt er auch beim Landexamen 1772 eine weniger günstige Censur. Sie lautete: „Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utut eos non penitus exaequet.“ Unter den Antecessoren sind nämlich seine Ludwigsburger Mitschüler zu verstehen. Als aber seine Gesundheit sich wieder kräftigte, holte er das Versäumte mit rastlosem Eifer ein und lag so anhaltend über den Büchern, daß die Lehrer ihm befehlen mußten, hierin Maaß zu halten. Je näher die Zeit heranrückte, wo er nach einer Klosterschule abgehen sollte, desto eiserner wurde die Ausdauer, die er seinen Studien widmete. Schiller's außerordentliche Fort-

*) Zuerst in den Tübinger gelehrten Anzeigen, 1805. S. 524. — Petersen erzählte dann im Morgenblatt 1807, Nr. 164: es sei ein lateinisches Gedicht für den Vater gewesen, worauf Conz (ebendaselbst Nr. 201) das Ganze nach Schiller's eigenen Worten berichtigte. In seinem schriftlichen Nachlasse giebt Petersen zu, er könne sich, was die Sprache des Gedichts betrifft, geirrt haben, aber den Ausruf des Vaters habe ihm dieser persönlich mitgetheilt. (Hoffmeister's Nachlese, I. 3.)

schritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erwarben ihm bei jeder Prüfung ein doppeltes A, womit man nur die besten Schüler zu bezeichnen pflegte. *)

Doch eben diese trefflichen Zeugnisse bewirkten, daß sein Wunsch, ein Geistlicher zu werden, nicht in Erfüllung ging. Um talentvolle Zöglinge für die Solitüde zu gewinnen, wurde von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Nachfrage gehalten, und sie erklärten Friedrich Schiller stets für einen vorzüglich begabten Knaben. Hierauf wendete sich Herzog Karl an dessen Vater, mit dem Erbieten, seinen Sohn in der Pflanzschule völlig kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Dies verursachte große Bestürzung in der Familie, weil alle Mitglieder den Gedanken, Schiller werde Theologie studiren, seit lange gehegt und liebgewonnen hatten. Ein theologischer Lehrstuhl war indeß auf der Solitüde nicht vorhanden; der Hauptmann Schiller suchte daher die ihm zugedachte Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzulehnen, worauf der Herzog auch selbst erwiederte: unter solchen Umständen könne er die Laufbahn des Knaben im Institute nicht begründen.

Einige Zeit hindurch schien der Fürst den jungen Schiller vergessen zu haben, doch unerwartet erließ er dann noch zweimal die Aufforderung an den Vater: seinen Sohn der Akademie zu übergeben, wo ihm die Wahl des Studiums ganz anheim gestellt bleiben sollte, und wo er eine bessere Versorgung gewinnen würde, als es im geistlichen Stande irgend möglich sei. Solch drei-

*) Andreas Streicher, S. 12, und Conz im Morgenblatt 1807, Nr. 201.

mal wiederholter Wunsch des Herzogs war einem Befehl ziemlich gleich, und es mußte ihm Folge geleistet werden, wenn man sich nicht der höchsten Ungnade aussetzen wollte. Der Hauptmann Schiller besaß wenig eigenes Vermögen; er lebte mit seiner Familie nur vom herzoglichen Sold. Fritz zeigte sich bereit, obwohl mit schmerzlicher Ueberwindung, dem angebahnten Lieblingsplane zu entsagen und in die Pflanzschule einzutreten. Seine Eltern fühlten sich dadurch einigermaßen beruhigt, daß sie, auf der Solitüde wohnend, den Sohn zuweilen sprechen konnten; auch wußten sie, welche Sorfalt für das Wohl der Zöglinge verwendet wurde, und wie des Herzogs persönliche Theilnahme die strenge Disciplin bedeutend milderte.

Am 18. Januar 1773 richtete Schiller's Vater nun ein Schreiben an den Intendanten der Pflanzschule, Major von Seeger, worin es heißt: von den selbst bemerkten Wirkungen des Instituts und von der glücklichen Aussicht für seinen Sohn durchdrungen, könne er nicht Worte finden, seine Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen den Herzog auszudrücken. „Wäre es möglich, durch Gebete und Wünsche das endliche Loos aller Menschen abzuändern, so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen, und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landesregenten, unserm durchlauchtigsten Herzog, zu Theil werden, doch! wer wird hieran zweifeln, da der Saame des unschätzbaren Guten, welchen Höchstdieselben, mit eigenen höchsten Händen, in die Herzen ganzer künftiger Geschlechter ausstreuen, für die Ewigkeit reifet? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem großen

Herzog Karl zu verdanken; Sein Name und Sein Thun sei bei uns in Segen!" — Trotz dieser schwungvollen Worte, war es dem Hauptmann Schiller nicht Ernst mit dem Entzücken, denn nur widerstrebend und bekümmert hielt er seinen Sohn vom geistlichen Stande zurück. Am Schluß des Briefes fügte er noch hinzu: „Möchten doch alle Pflänzlinge ihre große Bestimmung erkennen und sich derselben gemäß verhalten! Möchte auch besonders mein Sohn die Erwartungen von ihm rechtfertigen! An meinen Ermahnungen soll es niemals fehlen, wenn mir anitzt gnädigst erlaubt ist, durch solche zu seiner Aufmunterung etwas beizutragen." *)

Der dreizehnjährige Knabe wählte zu seinen Studien das juristische Fach, und Professor Jahn bescheinigte ihm nach einer Vorprüfung: er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig. Die Eltern statteten ihren Fritz für den neuen Lebensweg nothdürftig aus. Er kam mit einem „blauen Röcklein nebst Camisol ohne Ermel" angethan, auf die Solitüde; nächstdem führte er fünfzehn lateinische Bücher und eine Baarschaft von 43 Kreuzern bei sich. So wurde er in die militairische Pflanzschule aufgenommen. **)

---

*) Schwab, Urkunden, S. 42.

**) A. a. O. S. 39 u. 41.

Zweites Buch.

Auf der herzoglichen Pflanzschule und Karls-Akademie.

Das Charakterbild des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg ist mehr als ein anderes geeignet, durch kurze, skizzenhafte Darstellung tief in den Schatten zu treten, weil ihm dabei alle Lichter entzogen werden, welche eben in kleinern Einzelnzügen ruhen. Wir wollen versuchen, uns Schiller's fürstlichen Erzieher parteilos, ohne Liebe und ohne Haß, zu vergegenwärtigen. Karl wurde 1728 geboren, und zählte erst neun Jahre, als sein Vater starb. Während die Regentschaft der ehrgeizigen Herzogin Wittwe überlassen blieb, befand sich der Knabe in Berlin, wo seine geistigen Anlagen für den künftigen Herrscherberuf ausgebildet werden sollten. Ehe dessen Erziehung aber noch zur Hälfte vollendet war, erwirkte ein geschickter Agent, der Freiherr von Montmartin, am kaiserlichen Hofe die Mündigkeitserklärung für Karl. Dieselbe wurde besonders durch eine Verwendung König Friedrich's II. gefördert, der ihm bezeugte, daß er fähig sei „noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut". Dem kaum sechszehnjährigen Knaben wurde also das Scepter von Würtemberg ausgeliefert, und die Landschaft glaubte allen ihren Pflichten genügt zu haben, als die protestantische Religion gegen Eingriffe des jungen katholischen Fürsten gesichert war. Nach der Instruktion, die der Weise von Sanssouci ihm

gegeben, begann Karl zu regieren; er schrieb sogar in angelernter philosophischer Ekstase, ein Buch „über die Tugenden und Laster". Aber bald durchbrach seine sinnliche Natur diese künstlich aufgetragene Deckfarbe; zügellos erwachte die Leidenschaft im Herzen des werdenden Jünglings, und feile Creaturen beeiferten sich dienstbeflissen, jeden Damm fortzuschaffen, der den wilden, zerstörenden Strom etwa hemmen konnte.

Den einzigen Rettungsweg schien eine rasche Verheirathung darzubieten. Seine junge Gemahlin war sehr schön und sehr hochmüthig; sie verachtete das Volk, während Karl es liebte. Bald trennte er sich von ihr, sie reis'te nach Hause zurück, und nun brach das Unheil mit voller Gewalt über Würtemberg herein. Die Summen, welche strahlende Feste, Oper, Ballet, Jagden, kostbare Reisen und italienische Maitressen vertilgten, waren unerschwinglich. Das Wild zerstörte in ganzen Heerden die Saaten des Landmanns; mit allen Aemtern wurde offener Handel getrieben; kein Mittel, ob es auch noch so niedrig war, blieb unversucht, um die fürstlichen Kassen mit Geld zu füllen, welches dann eine unersättliche Genußsucht schnell wieder verpraßte. Als nichts andres mehr half, verkaufte Karl die Söhne des Landes an Frankreich, und empfing auf diesen „Subsidienvertrag" einen Vorschuß von beinahe drei Millionen Livres. Er hatte sich längst von Friedrich dem Großen losgesagt, und beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges rückte er freiwillig mit 14000 Mann, deren Aufstellung die Würtemberger fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein.

Zwar fingen die Landstände bereits an zu protestiren, aber der Herzog kümmerte sich wenig darum, und es

fehlte ihm nicht an Werkzeugen, welche stets bestrebt waren, seine Gelüste zu erfüllen, wenn er sie kaum ausgesprochen. Nach der Thronbesteigung war Montmartin, für die geleisteten Dienste, als Minister ins Land gerufen worden; eine kriechende Seele, in der Schlauheit und Feigheit einander die Wage hielten. Neben ihm stand der Obrist Rieger, um trotzig und unerschrocken die geheimen Entwürfe Montmartin's auszuführen. Er trieb die nöthigen Soldaten zusammen, mit Güte oder mit Gewalt, und endlich gewann er ein solches Ansehn, daß der eifersüchtige Minister diesen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen beschloß. Er entdeckte also eine hochverrätherische Correspondenz, welche Rieger mit dem Ausland geführt haben sollte, und legte sie dem Herzog vor. Da wurde der Obrist, während er sich recht im Sonnenschein der Gunst und Gnade wähnte, plötzlich verhaftet und in den tiefsten Kerker der Festung Hohentwiel geworfen.

Mehr besiegt, als siegend, kehrte die würtembergische Heeresmacht aus dem siebenjährigen Kriege zurück. Trotz des Friedens dachte man nicht daran, sie zu vermindern, denn das Soldatenspiel war jetzt Karls Steckenpferd geworden. Daneben hatte der Luxus seines Hofes den Gipfel erreicht; Künstler und Gaukler aus allen Weltgegenden sammelten sich um ihn, und seine Jagdlust stieg bis zur Raserei. Auf irgend gesetzlichem Wege waren die Summen, welche dies Treiben verschlang, nicht mehr zu erschwingen; die Umgebung des Herzogs suchte also ihr Heil in Erpressungen. Wittleder, ein Mensch, der sich vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirector erhoben, trieb offener und schaamloser als jemals den Wucher mit Beamtenstellen; auch Montmartin hatte die

Furcht beseitigt, man wagte es, in die landschaftliche Kasse zu greifen und ganz verfassungswidrige Steuern auszuschreiben. Da brach denn endlich der Bogen; das Volk hielt die Regungen seines Hasses nicht mehr zurück, die Landschaft legte ihre Schüchternheit ab und that entschlossene Schritte. Herzog Karl hatte, des ewigen Murrens und Protestirens überdrüssig, seine Residenz nach Ludwigsburg verlegt, um das trotzige Stuttgart durch Entziehung der gewohnten Nahrungsquellen zu züchtigen. Er kümmerte sich weder um Klagen, noch um Warnungen, sondern fing an, die prächtigen Schloßgebäude der Solitüde zu errichten. Den Landschaftsconsulenten Johann Jakob Moser aber, einen durchaus ehrenwerthen Mann, ließ er, weil er ihn für seinen standhaftesten Gegner hielt, ohne Verhör und Urtheil nach Hohentwiel abführen, wo derselbe in schauerlicher Gefangenschaft fünf Jahre schmachtete.

Die Landstände machten ihrem Herzog den Proceß bei Kaiser und Reich, welcher damit endete, daß 1770, namentlich durch Preußens Vermittlung, ein Vergleich zu Stande kam. Die schwer verletzte Verfassung wurde in Folge dessen wiederhergestellt; Montmartin und Wittleder wurden entfernt. Um die Zeit sah Karl die Gattin des alten baireuther Kammerherrn, Baron von Leutrum, an den ihr unbemittelter Vater, ein Herr von Bernardin, sie verheirathet hatte. Die eben so schöne als geistreiche Frau zählte damals zwei und zwanzig Jahre; der Herzog verliebte sich leidenschaftlich in sie und entführte sie ihrem Ehemann. Voll aufrichtiger Ergebenheit hing er an Franziska; er machte sie zur Gräfin von Hohenheim, und ließ sich, nach dem Tode seiner Gemahlin (1786), morganatisch mit ihr trauen.

Sie übte einen großen Einfluß auf ihn, sie milderte seine heftige Gemüthsart und trug dazu bei, daß seine Theilnahme für Kunst und Wissenschaft ihm ein Anker in dem erlittenen Schiffbruch wurde. Herzog Karl — gewohnt, was er that, ganz zu thun — beschränkte sich nun, da er den früheren Luxus unmöglich fortführen konnte, zu einer sehr einfachen Hofhaltung. Der müßige, goldbetreßte Schwarm wurde bedeutend reducirt, die Armee zum großen Theile entlassen, und das Theater mußte vom Gipfel der Verschwendung in die Ebene der Kargheit herabsteigen. Franziska von Hohenheim war ganz zufrieden mit diesem Niederreißen des Untauglichen, aber sie bestärkte den Herzog zugleich im Aufbauen neuer, nützlicher Institute, und hierzu fand sein Thatendurst, seine ewige Unruhe Spielraum genug.

Er hatte ein fast vernachlässigtes Land überkommen. Die Bodenkultur stand auf der niedrigsten Stufe, die Wissenschaft beschränkte sich auf ein dürres Philologenthum, für die Kunst war Schwaben eine ultima Thule. In demselben Maaße, wie des Herzogs sinnliche Empfänglichkeit nachließ, machten seine geistigen Anlagen sich immer mehr geltend und forderten endlich auch ihr Recht. Das dunkele Bewußtsein der eignen unvollkommenen Erziehung, erfüllte ihn mit dem Drange, die Jugend zu erziehen, zu bilden, und so errichtete er Schulen für den Ackerbau, für Kunst und Wissenschaft. Zwar behauptet man: durch Hebung des Ackerbaues habe er nur größere Summen zur Befriedigung seiner fieberhaften Baulust gewinnen wollen, die Kunst sei ihm eine Favoritsclavin gewesen, um in müßigen Stunden mit ihr zu tändeln, und die Wissenschaft habe er nur aus persönlicher Eitelkeit gepflegt

Es ist indeß immer gewagt, segensreiche Wirkungen haarscharf bis auf den Urquell zurückführen zu wollen, weil man dabei demjenigen, von dem sie ausgingen, gar leicht ein Unrecht thut. Herzog Karl kann viele Thatsachen für sich sprechen lassen, welche der Mit- und Nachwelt sehr zu gut kommen. Franziska blieb ihm liebevoll anregend zur Seite; sie besaß Geist und Gemüth, aber auch, wo ihr Verhältniß zum Herzoge berührt wurde, eine große Reizbarkeit. Darum konnte sie sich nicht entschließen, für Schubart's Befreiung entschieden mitzuwirken, denn er hatte jenes Verhältniß durch ein Epigramm unzart und bitter verletzt.

So war also die militairische Pflanzschule entstanden, aus welcher bald nachher die Karls-Akademie hervorging. Commandowort und Zopf herrschten darin, und nicht blos als Aeußerlichkeiten, sondern als Symbole jener leiblichen und geistigen Disciplin, die der Herzog überall forderte. Nur zwanzig Jahre bestand diese Anstalt, denn sein Nachfolger hob sie sogleich auf, ohne sie nur einmal besucht zu haben. Doch auch hier erzielte Karl Resultate, vor denen jeder Angriff verstummen muß, denn die Akademie gab uns, in der kurzen Zeit ihres Bestehens, einen Schiller, einen Cuvier, einen Dannecker und einen Zumsteeg. Dazu kam noch der gewichtige Umstand, daß die Stände hier verschmolzen wurden, wie wohl kaum irgend wo anders. Gelehrte, Künstler, Militairs und Beamte wuchsen als vertraute Mitschüler empor; die Akademie war, wenn auch in beschränktem Sinne, ein Institut der Nationalerziehung. Die Urtheile, welche man damals über dieselbe fällte, lassen sich kurz zusammenfassen: öffentlich wurde sie mit Lob überschüttet und im Geheimen

tief herabgesetzt. Viele machten es wie Schubart; dieser pries die Anstalt in seiner deutschen Chronik (1774 S. 341) als „eine Pflanzschule der Menschheit", aber im Briefe an den Professor Haug, vom 14. März 1775, nannte er sie „die Sclavenplantage auf der Solitüde". Außerdem hatte sich folgendes Epigramm von ihm verbreitet, dessen Deutung nicht schwer zu errathen war:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Der Herzog kannte dies Stachelgedicht, allein zu den hellsten Zügen seines Wesens gehörte die Versöhnlichkeit. Nachtragen war Karl's Sache nicht. Sobald Moser, auf Befehl des Reichshofraths, aus der Haft entlassen werden mußte, ging er nach Stuttgart, wo ihn der Fürst selbst für schuldlos erklärte und ihn in sein Amt wieder einsetzte. Eben so verlieh er an Rieger den wichtigsten Posten auf dem Asperg, und als Schubart endlich freikam, machte er ihn zum Direktor der Hofmusik und des Theaters in Stuttgart. Aus demselben Sinne der Versöhnlichkeit ging auch das Rescript hervor, welches der Herzog am 11. Februar 1778 erließ, mit der Bestimmung, daß es von allen Kanzeln herab verkündet werden solle. Darin fand sich die denkwürdige Stelle:

„Gott, von dem alles Gute kommt und ohne welchen nichts Gutes kommen kann, haben Wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsre Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns besonders seine Gnade verliehen, Unserem so vorzüglichen Berufe gemäß, dasjenige mit gu-

ten Kräften und guter Gesundheit bishero ausführen zu können, was nicht allein Unsere Regentenpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unsrer lieben und getreuen Unterthanen nach Unserer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden."

„Da Wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch für das Künftige bleiben müßen, so hat es nicht anders sein können, als daß, theils aus angeborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereigniße ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dies ist die Schuld eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte."

Es liegt in diesem offenen Zugeständniß ein Strahl von Größe; der Sieg über sich selbst ist mehr, als eine gewonnene Schlacht. Herzog Karl hatte gewiß keine Ahnung, daß er, der starre Monarchist, in Würtemberg den Boden auflockerte und zubereitete für den Saamen der französischen Revolution, die er noch erleben sollte. Die junge Saat sproß da zuerst hervor, wo sie sein Herz am nächsten traf, nämlich inmitten der Karlsschule. Als er in jener sturmbewegten Zeit, den Zöglingen eine warnende Rede hielt, wurde er förmlich von ihnen ausgepfiffen; er warf ihnen einen einzigen Blick zu, und verließ das Institut, das er seitdem selten mehr besuchte.

Schiller war keineswegs blind für die düstren Schatten im Charakter des Herzogs, aber er kannte auch dessen Lichtseiten; ja, er liebte und bewunderte ihn in vielen Dingen. Wer dies leugnen wollte, würde unsern Dichter oftmals der Heuchelei und Lüge beschuldigen müssen. Nach Jahren, als er mit Hoven an der Gruft des fürstlichen Erziehers stand, sagte Schiller: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!"

Am 17. Januar 1773 trat Schiller in die Pflanzschule ein, wo er seinen Schul- und Spielgenossen Hoven wiederfand, und wo die Nähe seiner Eltern jedes Gefühl der Vereinsamung unterdrückte. Herzog Karl hatte beim Erbauen der Solitüde anfangs nur ein leichtes freundliches Landhaus gründen wollen, aber seine Pläne wuchsen immer erst zur vollen Höhe heran, wenn die Ausführung schon begonnen hatte. Mit magischer Schnelligkeit ließ er also eine kleine Fürstenstadt emportauchen, wobei freilich den stärksten Zauber die Schweißtropfen frohnender Bauern ausüben mußten. Das prächtige Schloß sprang bis zum Abhange des Berges vor, und eine Allee führte von dort nach Ludwigsburg, dessen Thürme man in der Tiefe sah. Allerhand Nebenflügel und Pavillons umringten den Pallast, worunter sich auch die Akademie befand; außerdem lagen eine katholische Kirche, ein Opern-

haus, ein Marstall und einige Kasernen für die herzogliche Garde auf diesem Plateau.

Herrlich war die Fernsicht von der Solitüde. Ueber Bergwellen und frische Thäler erreichte der Blick die rauhe Alp, deren pittoreske dunkle Felsenform die hellen Mauern der Veste Neuffen mächtig hervortreten ließ. In der entgegengesetzten Richtung lagerten die blauen Umrisse des fränkischen Gebirgs, und wo der Weg nach Stuttgart führte, stieß eine waldige Hochebene an das Schloß, aus deren feuchtem Moosboden alte Buchen, Eichen und Tannen ihre breiten Wipfel emporstreckten. Auch die innern Verhältnisse der Anstalt waren vollkommen geeignet, den jungen Schiller mit seinem Schicksal auszusöhnen, denn für die Zöglinge wurde auf jede Weise gesorgt. Das Schulgebäude, mit Lehrsälen, Schlaf- und Speisezimmern, war luftig und geräumig; die Kost einfach aber nahrhaft und vollauf. Ihre halbmilitairische Tracht gab den Eleven ein gutes Ansehen, und sie gefielen sich darin. Man hatte tüchtige Lehrer berufen; Unterrichtsstunden und körperliche Uebungen wechselten mit einander, und über das sittliche Betragen der Zöglinge wachten gediente Unteroffiziere. Major von Seeger leitete als Intendant das Ganze mit vieler Einsicht, während der Herzog selbst häufig beim Speisen oder in den Lehrstunden zugegen war. Er bezeigte sich liebreich wie ein Vater, und nannte sie auch gewöhnlich seine Söhne. Wenn er mit der Gräfin Franziska nach Stuttgart hinüberfuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten, von innen und außen, ganz voll Eleven gepfropft, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden.

Was Schiller in dieser kleinen, abgeschlossenen Welt

zuvörderst lernen sollte, war Latein und Griechisch, nebst den Elementarzügen der Geschichte, Erdbeschreibung und Größenlehre. Im Lateinischen fühlte er sich beinahe Meister und am Stiftungstage der Akademie, den 14. December 1773, erhielt er auch den ersten Preis in der griechischen Sprache. Derselbe bestand in einer großen silbernen Medaille, auf welcher des Herzogs Bildniß und ein Symbol derjenigen Wissenschaft, worin der Schüler sich hervorgethan, geprägt war. Das Diplom für Schiller wurde, nach üblichem Gebrauch, auf Pergament ausgefertigt, und sowohl vom Intendanten Seeger als vom Professor Jahn unterzeichnet.*) Die Aufgabe, welche ihm solchen Lohn errungen hatte, war eine Erklärung äsopischer Fabeln gewesen, wobei er bewies, daß er den Geist der schönen Sprache von Hellas besser zu fassen wußte als seine Mitbewerber.

Von den übrigen Wissenschaften lernte Schiller nicht allzuviel, denn er widmete jede Mußestunde, selbst auf Spaziergängen, dem Studium poetischer Werke. Und welche Poesien waren es, die den vierzehnjährigen Jüngling so ganz gefesselt hielten? Keine geringeren als Klopstock's Dichtungen, vor allem der Messias. Aber nicht etwa ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen suchte er darin, sondern Stoff zum ernsten, täglich fortgesetzten Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen und Aneignen. Dies warme, volle Einsaugen großartiger Anschauungen, Gefühle und Bilder hat unbedingt eine sehr innige Wirkung auf Schiller's Bildungsgang ausgeübt. Losgerissen von der geistlichen Laufbahn, die er

*) Morgenblatt 1808, Nr. 57.

sich so lange mit den Glanzfarben einer jugendheißen Phantasie vorgezeichnet, auf ein einsames Waldschloß versetzt, von dessen Höhe der Blick weit über die Thäler hineilte, mußten sich Klopstock's biblische Gesichte seines ganzen Gemüths bemächtigen. Oft wandelten ihm heilige Schauer und Entzückungen an, er ergoß sich in Gebete, und hielt, auch in Gemeinschaft mit Andern, förmliche Andachtstunden. Aber niemals gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und Kopfhängern, die, unter dem Namen Pietisten, einige Jahre hindurch in der Akademie ihr Wesen trieben.*)

Außer mit Klopstock's Poesien, hatte Schiller sich mit Virgil's Aeneide und mit den Prophetenliedern des Morgenlandes, nach Luther's unerreichbarer Uebersetzung, vertraut gemacht. Sein Geist verschmähte indeß schon damals, immer nur zu empfangen; er wollte selbst bilden, zeugen, gestalten. Im Jahre 1773 versuchte Schiller seine jugendliche Dichterkraft an hohem Stoff und hoher Form. Er schrieb ein größeres Gedicht, dessen Held der erhabene Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner Moses war. Wenn man auch in diesem biblischen Epos weniger eignes, wirkliches Schaffen, als mühevolles Nachstreben und Nachbilden erkannte,**) so müssen wir dennoch beklagen, daß es verloren ging, da es gewiß vielfache Belehrung über Schiller's Entwickelung dargeboten hätte.

Es war zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden, als ihm ein Freund mit reger Theilnahme von Gerstenberg's „Ugolino" (Bremen 1768) sprach und

*) Petersen, im Morgenblatt 1807, Nr. 181.

**) Petersen, a. a. O.

ihm das Stück zu lesen gab.*) Dies Trauerspiel, nach einem grauenvollen Stoff aus Dante's Hölle bearbeitet, neigt bald zur weichsten Lyrik, bald zum gewaltigsten Epeston hinüber; zarte, erhabene und gräßliche Gemälde wechseln darin. Es gewinnt unser volles Interesse für einen mächtigen Kampf, und so wirkt das Furchtbare der ganzen Handlung mehr anziehend, als abstoßend. Welchen unbeschreiblichen Reiz mußte dies Werk auf Schiller's bewegte Einbildungskraft üben, die so gern in's Riesige, Ungeheure ausschweifte? Wie mußten ihn die Thränen der Kinder, des Vaters Schmerz und Gaddo's sanftes Gemüth erschüttern? Das alles rief einen lauten Nachhall in ihm hervor, und der vierzehnjährige Knabe entwarf selbst ein Trauerspiel: „Die Christen" betitelt. Er konnte sich nicht von den religiösen Gestalten seiner Kindheitsträume frei machen, die er im Klopstock wiedergefunden hatte; wahrscheinlich bildeten jene blutigen Thaten, mit denen man die ersten Christen verfolgte, den Inhalt seines dramatischen Versuchs. Schiller scheint das fertige Stück selbst den vertrautesten Freunden nicht gezeigt zu haben; nur dem Vater, bei dem er für solche halbgeistliche Dichtung besonderen Anklang voraussetzen durfte, wurde es mitgetheilt, denn dieser allein gedenkt des früh entstandenen Trauerspiels.**)

Da Schiller zu dieser Zeit in einer mystisch religiösen Sphäre lebte, so war ihm Lavater, der im August 1774 die Solitüde besuchte, gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung. Derselbe beschäftigte sich eben mit dem Abschluß

*) Petersen, a. a. O.

**) S. o. Seite 61.

seiner Physiognomik, und wollte auch den Aufenthalt in der Pflanzschule für diesen Zweck ausbeuten. Er sah den Zöglingen oft scharf in's Antlitz, und wenn ihm die Physiognomie des Einen oder Andern auffiel, dann erkundigte er sich sorgsam nach dessen Talent oder Charakter. Solche Beobachtung versetzte die Knaben in eine eigenthümliche Spannung; sie freuten sich ihrer und fürchteten sie zugleich, weil sie die Physiognomik für eine untrügliche Wissenschaft hielten. Aber bald wurden sie vom Gegentheil überzeugt, als Lavater im Gesicht eines Mitzöglings, der allen übrigen durch seine große Gutmüthigkeit lieb geworden war, etwas Heimtückisches bemerken wollte. Von einigen Eleven, deren Züge ihm interessant waren, bat er sich Silhouetten aus; nur ein Aufseher, den die Scholaren wegen seines Dünkels oft verspotteten, harrte vergebens auf diese Auszeichnung. Allein er tröstete sich mit dem Bewußtsein, Lavater habe ihn durchdringend betrachtet und seine Physiognomie werde im nächsten Bande sicher eine bedeutende Rolle spielen.

Bald darauf sollte Schiller selbst ein kleiner Lavater werden, das heißt: er sollte sich in Charakterstudium und Charakterschilderung versuchen. Herzog Karl pflegte mitunter das Thema für die Ausarbeitungen der Zöglinge anzugeben, und die Stoffe, welche von ihm kamen, waren gewöhnlich geistreich-spitzig ersonnen, aber zugleich eine Folter für die armen Knaben. So hatte er diesmal in despotisch-humoristischer Laune bestimmt, jeder ältere Eleve solle ein Bild von sich und seinen Mitschülern entwerfen; als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Christenthum, Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Fleiß,

Talent und persönliche Sauberkeit. Schiller wußte dies trockene Thema durch gedankenvolle Darstellung von seiner angeborenen Beobachtungsgabe unterstützt, zu beleben. Ein Zufall hat das Originalmanuscript erhalten *), und wenn auch der fünfzehnjährige Autor noch oft vergebens nach dem rechten Worte ringt, so überrascht in dem Ganzen dennoch ein gemäßigt milder und feiner Ausdruck, der sich mit der höchsten Aufrichtigkeit zu paaren strebt. Nachdem Schiller seine Genossen, theils in Gruppen vorüber geführt hatte, kam er auf sich selbst, und zeichnete sein geistiges Ich mit folgenden Linien:

„Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks für Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die

*) Hoffmeister's Nachlese IV. 4.

Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er Dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entrissen werde."

So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Regeln der Religion. Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten

aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden, denn wenn der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Eben so habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht.

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man sein muß, wann man seine Pflichten vergißt, wie abscheulich die Folgen sind, wann man sich nicht bemüht, seine Schuldigkeit zu thun. Jetzund sehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde vor mir, welche Belohnungen hoffen, und welche sie auch verdienen. Ich sehe einen Fürsten, welcher ihnen lächelt, ich sehe Vorgesetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen, mich selbst aber sehe ich hinter ihnen, verlassen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, sollte ich zusehen, wie man mir dieselben vorzieht? Wofern ich noch Gnade —

und Ungnade unterscheide, so will ich mich bemühen, fleißiger zu sein. — Ja ich will noch mehr thun, ich will nicht ruhen, bis ich sie eingeholt, bis ich sie übertroffen habe. Aber, Durchlauchtigster Herzog, Sie sind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie sind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen, und doch schweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen sollte. Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen, eine Großmuth, welche mich Vergebung hoffen läßt. Ja, Durchlauchtigster Herzog, wofern Sie mir diesmal verzeihen, so werde ich von meiner Betrübniß, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, so werde ich aufgemuntert, mehr zu thun, als Gott und mein Fürst von mir begehren. Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien, und Ihnen vor mein Glück danken — aber wie werden sie es thun können, da sie selbst unfähig sind, Ihnen vor ihr eigenes Glück dankbar zu sein. Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater, zurufen: Er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann."

Obwohl diese Selbstschilderung wichtiger als alles andere ist, so fesseln uns doch auch die Urtheile, welche 47 Zöglinge über ihren Kameraden fällten. Der Herzog beauftragte später den Geheimsecretair Grimm, Klopstock's Jugendfreund, aus allen Arbeiten der Mitschüler Schiller's Charakteristik zusammen zu stellen, und hierbei ergab sich das Resultat:

„Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch besonders beider Neigung

auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische, bei dem von Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich, und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liest beständig Gedichte.

Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr, wie andere, hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit.

Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig.

Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich.*) Neigung zur Poesie.

Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden.

Hat einen Hang zur Theologie.

Wendet seine Gaben nicht gut an."

Die Pflanzschule hatte allmälig in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregt, und angesehene Familien wünschten, ihre Söhne darin eintreten zu lassen. Der Herzog, ohnehin geneigt und gewohnt, alles in's Große zu treiben, fühlte sich dadurch geschmeichelt, deshalb sollte die Anstalt nun zur Akademie ausgedehnt werden. Er ließ den Plan eines passenden Bauwerks entwerfen, und schon am 6. April 1772 war, in Gegenwart der Minister, der

*) Petersen, der im Morgenblatt 1807, Nr. 182, diesen Auszug mittheilt, macht hier die Anmerkung: „Eine drollige Entgegenstellung, die aber von einem sehr guten Kopfe herrührt." — Vergl. auch den Freimüthigen 1805, Nr. 220.

fremden Gesandten, des ganzen Hofstaats und Deputationen von jeder Waffengattung, der Grundstein dazu gelegt worden. Auch Schiller's Vater hatte, als Hauptmann des General von Stein'schen Infanterie-Regiments, dem festlichen Aktus beigewohnt. Aber die Ausführung unterblieb, weil es zweckmäßiger schien, die Akademie nach Stuttgart zu versetzen, und Herzog Karl gab Befehl, eine dort befindliche große Kaserne schleunigst für diesen Zweck umzuschaffen. Am 18. November 1775 zogen die Eleven der Pflanzschule mit allen Lehrern und Vorgesetzten von der Solitüde ab. Sie waren in Uniform, der ganze Trupp hatte eine militairische Ordnung, und als sie Stuttgart bis auf eine halbe Stunde erreicht, kam ihnen der Herzog entgegen geritten. Er stellte sich zu Pferde an ihre Spitze; unter seiner Führung hielten sie den feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Den Bewohnern diente die Verlegung des Instituts als Zeichen, daß der Fürst wieder versöhnt sei, denn gleichzeitig kam auch sein Hof von Ludwigsburg nach Stuttgart. Langsam bewegte sich also der Parademarsch durch die Straßen, alle Fenster waren mit Zuschauern überfüllt, und eine große Menschenmenge umwogte den Festzug. Es wurden Blumen herabgeworfen, dem Herzog vielfache Lebehochs gebracht, und am Eingang der Akademie begrüßten die wartenden Eltern ihre Söhne mit freudigem Zuruf

Für jetzt war das Gebäude noch unvollendet. Weil es an den erforderlichen Räumen fehlte, wurde ein dritter Flügel erbaut, und überhaupt vergrößerte sich das Ganze fortdauernd, je mehr sich die Anstalt hob und erweiterte. Die Akademie befand sich damals außerhalb der Stadt, in jenem weitläuftigen Bauwerk hinter dem Residenz-

schlosse, welches jetzt der Neckarstraße zugewendet ist. Aus dem Mittelpunkte desselben ragte eine Kirche mit niedrigem, bleigedecktem Thurm empor; in den Flügeln nebenan lagen die Wohnungen der Aufseher und Eleven, die großen Lehrsäle, Ateliers für die Künstler, Bibliothek und Naturaliensammlung. Auch ein Theater und ein Winterbad ließ der Herzog einrichten.

Schon der Name „herzogliche Militairakademie" verrieth, daß die Anstalt eine militairische Verfassung hatte. Derselbe diente dem Fürsten als Aegide, um überhaupt ein solches Institut gründen zu dürfen, denn die Landstände hatten, da er Katholik war, ausdrücklich festgestellt, daß er sich in Kirchen- und Schulangelegenheiten nicht mischen solle. Er gab deshalb der Stiftung einen Namen, wodurch die Einwendungen der Landschaft beseitigt wurden. Sämmtliche Eleven waren in fünf Divisionen formirt. Zur ersten gehörten nur „Cavalierssöhne", deren Eltern diese Absonderung forderten; die drei folgenden Abtheilungen, aus bürgerlichen und adeligen Knaben gemischt, umfaßten Studirende, Kunstbeflissene und jüngere Zöglinge; dazu kamen fünftens die Schauspieler und Tänzer, meist arme Knaben, die auf des Herzogs Kosten erzogen wurden. Mit Rücksicht auf den Unterricht trennten sich die Schüler in siebzehn Kathegorien: in Juristen, Kameralisten, Finanzverständige, Mediziner, Kaufleute, Soldaten, Jäger, Bereiter, Architekten, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Kunstgärtner, Musikanten, Schauspieler und Tänzer. Jede Division hatte ihren besondern Schlafsaal, ihre Speisetafel und eigene Vorgesetzte. Intendant des ganzen Instituts war Christian Dionysius von Seeger, geb. 1740, der Sohn

eines evangelischen Geistlichen. Er selbst begann in den Klosterschulen Theologie zu studiren, doch lebhaftere Neigung trieb ihn zum Kriegerstand. Er wurde Fahnenjunker, dann Kornett bei einem Kürassierregiment, und machte einige Feldzüge mit. Nach dem Frieden ging er nach Tübingen, um sich in der Mathematik zu vervollkommnen, und überreichte dem Herzog eine Denkschrift: „Von dem Einfluß der Künste und Wissenschaften in die Kriegskunst." Als 1770 die Pflanzschule auf der Solitüde errichtet wurde, berief ihn deren Stifter als Intendanten dorthin; nun blieb Seeger in dieser Stellung, und avancirte allmälig vom Hauptmann zum General.

Zu seiner Verfügung standen noch zwei Major's und ein Oberaufseher, oder Adjutant. Dem Major Alberti war die Division der Cavaliersföhne untergeordnet, und es ist nicht ohne Werth für die Charakteristik des Herzogs, daß er gerade diesen Posten einem Bürgerlichen verlieh. Sämmtliche andere Abtheilungen kommandirte der Major von Wolff, geb. 1744 zu Ludwigsburg. Er hatte sich auf dem Stuttgarter Gymnasium tüchtige Kenntnisse erworben, und wollte eben die akademische Laufbahn beginnen, als ihm der Herzog das Offizierspatent ertheilte. Schon mit dreißig Jahren wurde er Major und erhielt sein Amt bei der Akademie. Wolff war ein höchst gebildeter und feinfühlender Mann; ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, förderte er das aufkeimende Talent der Zöglinge. Auch Schiller's seltene Anlagen entgingen ihm nicht, und oft verschaffte er ihm, durch die Mittheilung ausgezeichneter Werke, neuen geistigen Nahrungsstoff.

Der Oberaufseher Johann Nieß, war 1729 zu Bolheim in Würtemberg geboren, wurde Soldat und machte den Feldzug nach Böhmen mit. Die Schlacht bei Leuthen brachte ihn in preußische Kriegsgefangenschaft, aus welcher er mit dem Hubertsburger Frieden zurückkehrte. Herzog Karl stellte ihn bei der Pflanzschule an, und ernannte ihn 1773 zum Lieutenant. Ihm lag es ob, dem Intendanten die Rapports zu überbringen, den Einmarsch der Eleven in den Speisesaal zu kommandiren, und unerwartete Runden durch die Akademie zu machen. Nieß hatte eine Uebersicht, einen „Esprit de detail" und eine Betriebsamkeit ohne gleichen, führte aber auch ein Kommando, daß man in seiner Gegenwart kaum zu athmen wagte. Trotzdem bildete seine kleine, dicke, fast kegelförmige Figur die Zielscheibe aller Neckereien von Seiten der Zöglinge, und es gab kein größeres Gaudium für sie, als wenn es ihnen gelang, den Oberaufseher recht tüchtig zu prellen. Schiller hat in spätern Jahren dieses exemplarisch strengen, aber wackern Mannes noch oft gedacht.

Außerdem kamen auf jede Division fünf Vorgesetzte, nämlich ein Hauptmann, zwei Lieutenants und zwei Korporale als Aufseher. Bei einer solchen, fast allgegenwärtigen Ueberwachung, konnten größere Excesse nicht leicht geschehen; geringere Vergehungen, die im Auditorium, im Schlafsaal, im Theater oder im Garten vorkamen, wurden von den Lehrern und Aufsehern sogleich gerügt. Bedeutenderes notirten dieselben auf ein Blatt Papier „Billet" genannt; es wurde dem Angeschuldigten eingehändigt, und er mußte bei der Inspection im Rangirsaal, das Billet dem Herzog übergeben. Nachdem dieser die Vertheidigung

gehört, sprach er das Urtheil aus, welches für gewöhnlich im „Cariren" bestand, d. h., der Strafbare erhielt kein Abendbrod, sondern mußte vor seinem umgekehrten Teller zusehen, wenn die Andern speis'ten. Nur wegen schwerer Verletzungen der Disciplin, wegen Raufereien, Ungehorsam und Beleidigung der Vorgesetzten wurden Stockprügel verfügt, doch gehörte eine solche Execution zu den Seltenheiten. Die höchste Strafe war Verweisung aus der Akademie.

Uebrigens geschah gar manches, ohne daß es der Intendant und der Herzog erfuhr, denn Verräther gab es unter den Zöglingen nicht, und selbst hochverpönte Dinge blieben verborgen, weil man sie mit schlauester Vorsicht verübte. Damit Niemand sich Naschwerk oder Taback zubringen ließ, mußte jeder Eleve das Geld, welches er etwa geschenkt bekam, an die Aufseher abliefern, allein dieser Befehl wurde nicht sehr gewissenhaft vollführt, und man trieb ordentlichen Handel mit verbotenen Gegenständen. Namentlich hatte ein älterer Zögling die größte Uebung erlangt, seinen vertrauten Kameraden Würste und Bretzeln, Rauch- und Schnupftaback zu verschaffen. Um dies möglich zu machen, stieg er, während ein kurzsichtiger Professor bei Licht Vorlesungen hielt, aus dem Fenster des Hörsaals, und kehrte zurück, ehe die Stunde um war. Schiller nannte ihn, weil er bei seinen Wagstücken nie ertappt wurde „den Allmächtigen". Durch ihn gewöhnten sich viele Zöglinge, und ganz besonders Schiller, das Tabackschnupfen an, denn mit dem Rauchen wagten es wenige. Der Tollkopf selbst rauchte indeß tüchtig, und zwar hatte er den Kamin beim Schlafsaal erwählt, nur durfte er, wie er sagte, im Sommer nicht allzustark qualmen, da-

mit ihn der aus dem Schornstein aufsteigende Dampf nicht verrathe.

Die Lebensordnung in der Akademie war nach folgendem Schema geordnet. Jede Division hatte ihren besondern Schlafsaal, worin zugleich einige Aufseher schliefen. Das Gemach ruhte auf zwei Reihen von dorischen Säulen, dazwischen standen die Betten, sehr sauber gehalten und mit Gittern umgeben. Auf der Säule las man den Namen des Zöglings, dem das nächste Bett gehörte, und zur Seite war ein Wandkasten nebst einem kleinen Bücherschrank angebracht, worin derselbe seine Habseligkeiten verschloß. Von der großen Wand sah des Herzogs Bild herab. — Morgens sechs Uhr stand man auf, verrichtete ein Gebet und ging zum Frühstück, das, einmal wie immer, aus gebrannter Mehlsuppe bestand. Sich ankleiden, das Bett machen, die Kleider reinigen, mußte jeder Zögling selbst; gewisse allgemeine Dienstleistungen, z. B. das Einheizen im Winter, gingen der Reihe nach herum. Schlag sieben Uhr begannen die Lehrstunden, denen die Eleven in Ueberröcken von beliebiger Farbe beiwohnten, welche sie sich, so wie das Weißzeug auf eigene Kosten anzuschaffen hatten. In jedem der hellen und geräumigen Hörsäle hing des Herzogs Portrait, von einer allegorischen Darstellung derjenigen Wissenschaft umringt, die dort vorgetragen wurde.

Mit dem Glockenschlage eilf, wenn die Lektionen endigten, begab man sich schnell in die Schlafsäle, um sich in Uniform zu werfen, ohne welche Niemand beim Mittagsessen erscheinen durfte. Den gewöhnlichen Anzug bildeten hellblaue kommistuchene Westen mit Ermeln, Kragen und Aufschlägen von schwarzem Plüsch, die Knöpfe über=

silbert, die Achselschnüre weiß. Hierzu wurden weiße Tuchbeinkleider, Schnallenschuhe und baumwollene Strümpfe, im Winter oder bei schlechtem Wetter, Stiefeln getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt und in zwei Papilloten befestigt, auch hatte jeder Eleve einen langen Zopf nach vorgeschriebenem Maaße. Beim Zopfmachen und Frisiren, worauf viel gehalten wurde, mußten die Zöglinge sich gegenseitig Hülfe leisten. Ueber dieser Frisur trugen sie einen dreieckigen Hut mit weißen baumwollenen Kordons. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen; beim geringeren Grade blieb zwar die gewöhnliche Uniform, doch vier Papilloten auf jeder Seite, in zwei Etagen und mit Puder, erhöhten den Putz. Da sah denn unser Schiller komisch genug aus. Er war für sein Alter hoch gewachsen, langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgrenzten Augen; die Beine und Schenkel hatten von oben bis unten ganz dasselbe Kaliber. Schiller gehörte zu den unreinlichsten Burschen der Akademie, so daß der Oberaufseher Nieß manchmal brummte: „Er ist ein Schweinpelz!“ Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten, mit einem enormen Zopf — es gab ein unverlöschliches Bild.*)

War dann, bis gegen zwölf Uhr, die Toilette der Zöglinge vollendet, so wurden sie von Offizieren und Aufsehern in den Rangirsaal geführt, wo jede Division sich in Reihe und Glied aufstellte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspection; und gab öffentliches Lob und öffentlichen Tadel. Mancher arme Junge hielt hier den Uriasbrief, Billet ge-

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 56.

nannt, in Händen, und das Zittern, womit er denselben überreichte, war schon Strafe genug für ihn. Nach der Besichtigung marschirten die Eleven in den Speisesaal, welcher über dem Rangirsaal lag und gleich diesem fast zweihundert Fuß lang war. Das imposante Gemach zeichnete sich durch die einfach schöne Weise seiner Decorirung vortheilhaft aus. Zwei und achtzig Säulen in jonischer Ordnung traten aus der Wand hervor und trugen eine ringsumlaufende Gallerie. Zwischen den Säulen waren die Büsten berühmter Männer angebracht. Die Plafonds hatte der Director Guibal mit Gemälden geschmückt. Es führten zweifache breite Flügelthüren in den Saal, durch welche die Divisionen gleichzeitig ihren Einmarsch hielten, bis jeder Zögling an den gedeckten Tafeln neben seinem Sitze stand. „Rechtsum!“ und „Linksum!“ wurde jetzt kommandirt; die Eleven kehrten sich den Speisetischen zu, und nun erscholl das Kommando: „Zum Gebet!“ Hierauf legten alle die Hände zusammen, der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art Kanzel, welche zwischen beiden Flügelthüren aufgestellt war, und betete das vorschriebene Tischgebet. Dasselbe war kurz und allgemein christlich. Nach geendigtem Gebet ergriffen alle, sobald das Kommandowort kam, ihre Stühle zogen sie taktmäßig an sich, und setzten sich in einem gewissen Tempo nieder.

Diejenigen Zöglinge, denen der akademische Orden verliehen war, hießen „Chevaliers“, und speis'ten mit den Kavalierssöhnen oben an einem besondern Ehrenplatz, wie sie auch zusammen ihr eigenes Schlafzimmer hatten. Der Orden bestand in einem braun emaillirten Kreuz mit doppeltem goldnem C und der Inschrift: „bene merentibus“. Jeder Schüler empfing ihn, der sich in einem

Jahre acht Preise errang; wenn er das nächste Jahr eben so viele bekam, dann trug er das Kreuz um den Hals und einen silbernen Stern auf der Brust. Künstler und Tänzer speis'ten in andern Sälen, aber das Essen war für alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleisch, dann ein Zugemüse, und mitunter ein leichtes Backwerk als Dessert. Weißes Brod wurde vertheilt, und aus Karabinen goß man den Eleven so viel guten, aber nicht starken Landwein in's Glas, als ihrem Alter angemessen war. Die Mahlzeit dauerte etwa dreiviertel Stunden; nun wurde zum Aufstehn kommandirt und wie beim Anfang ein Gebet verrichtet. Die Knaben erhielten noch Weißbrod, auch wohl Obst, zum Einstecken für den Nachmittag, worauf der Abmarsch begann.

Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an, und es war Freistunde bis zwei Uhr. Doch blieben die Zöglinge stets unter den Augen ihrer militairischen Aufseher. Gewöhnlich ging es nach dem Garten hinab, wo die Zeit mit körperlichen Uebungen, mit Ringen und Ballspielen, hingebracht wurde. Hier hatte auch jeder Eleve sein Stückchen Gartenland, das er selbst bebaute. Ueberhaupt fehlte es ihnen an gesunder Bewegung nicht; sie bekamen Unterricht im Tanzen, Reiten und Fechten, auch befanden sich im Garten geräumige Wasserbecken zum Schwimmen, welche für den Winter durch ein erwärmtes Bad ersetzt waren. Schlag zwei Uhr fingen die Lektionen wieder an und dauerten bis sieben Uhr. Nun ging es nochmals zum Ankleiden, ganz wie des Mittags, denn beim Abendessen mußte ebenfalls alles in Uniform sein. Das Souper brachte zuerst eine Suppe, dann abwechselnd Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehl=

speise. Hierzu gab es die bestimmte Portion Brod aber keinen Wein. Um neun Uhr schlug die Zeit des Schlafengehens; jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt, und außer der Nachtlampe durfte Niemand Licht brennen.

Neben dem großen Speisesaal lag ein sehr schönes, kuppelförmiges Gemach, von korinthischen Säulen getragen, welches der „Tempel" hieß. Hier pflegte der Herzog fast regelmäßig mit der Gräfin Franziska seine Abendtafel zu halten; einige Beamte, Professoren und Offiziere wurden dazu gezogen, und man konnte durch drei geöffnete Thüren die speisenden Zöglinge übersehen. Dicht bei der fürstlichen Tafel stand noch ein Tisch mit acht Couverts, und der Herzog ernannte, vor dem Abmarsch aus dem Rangirsaal, acht Eleven, welche daran Platz nehmen sollten. Nach dem Essen knüpfte er gewöhnlich ein wissenschaftliches Gespräch mit ihnen an, denn er war stets bedacht, ein liberales Benehmen gegen die Zöglinge zu zeigen. Dies Beispiel blieb natürlich nicht ohne Rückwirkung und machte die meisten Vorgesetzten gleichfalls freundlich, nachsichtig, entgegenkommend. Besonders ahmte der Intendant von Seeger dem Fürsten nach. Die Eleven verehrten und liebten ihn, was sich durch ihre große Theilnahme lebhaft kund gab, als er an einer schweren Krankheit darnieder lag, und durch ihre ungeschminkte Freude bei seiner Genesung.

An Sonn- und Feiertagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Eltern und Geschwistern empfangen; erwachsenen Schwestern aber blieb

der Eintritt verboten. So floß, ohne weitere Unterbrechung, eine Woche, ein Jahr nach dem andern hin. Nur vierzehn Tage vor der Stiftungsfeier, die auf den 14. December fiel, hörten alle Lektionen auf, weil nun öffentliche Prüfungen deren Stelle einnahmen. Die Eleven wurden von ihren Lehrern examinirt, und es war den Eltern gestattet, anwesend zu sein. Auch der Herzog blieb fast immer zugegen; Abends hielt er im Speisesaal eine Rede über den Zustand der Akademie, wobei er auf die Ergebnisse der Prüfung Rücksicht nahm; er lobte jeden Eleven, der sich hervorgethan, tadelte die Unfleißigen, und sprach seine Hoffnungen für die Zukunft aus.

Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge in den großen Rangirsaal, und ordneten sich dort mit sämmtlichen Vorgesetzten und Lehrern. Nun kam Herzog Karl, von zahlreichem Gefolge begleitet; er trug heute die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, worauf die Orden und Preise lagen. Ein Professor hielt die herkömmliche Anrede an den fürstlichen Stifter, dann las der Secretair der Akademie laut die Namen derjenigen ab, denen Auszeichnungen zuerkannt worden. Herr von Seeger nahm den bestimmten Preis von der Tafel, reichte ihn dem Herzog, und dieser gab ihn dem hervorgetretenen Zögling, welcher zum Dank den Rock des Fürsten küßte. Den Schluß des Ganzen machte ein großes Festmahl im akademischen Speisesaal, woran der Herzog und die Väter der Eleven Theil nahmen, während sich die Gallerie mit einer Menge von Zuschauern füllte.

Außerdem wurden die Geburtstage des Herzogs und

Gräfin Franziska von Hohenheim in der Akademie glänzend gefeiert. Ferien aber, wie auf anderen Schulen, gab es nicht; die Zöglinge mußten das ganze Jahr in der Anstalt bleiben, ohne ein einziges Mal in den Kreis der Ihrigen heimzukehren. Nur selten wurden sie außerhalb der Akademie spazieren geführt, und dann geschah es stets in militairischer Ordnung. Im Mai durften sie die Stuttgarter Messe besuchen, welche damals noch munter belebt war, auch kommandirte man sie zuweilen truppweise in's Theater. Dasselbe bildete ein düsteres, schmuckloses Gebäude, und alle Einkünfte, die es brachte, flossen zur Kasse der Akademie. Das Orchester bestand aus lauter Eleven, ebenso waren schon mehrere Akteurs aus der Anstalt hervorgegangen. Der Schauspieldirektor Uriot, ein geborener Franzose, hatte ihre Ausbildung gemodelt, aber dermaßen nach französischem Styl, daß sie dem deutschen Geschmack unerträglich schienen. Im alten Schlosse befand sich ein gesondertes Institut, worin fünfundzwanzig junge Mädchen von adelicher und bürgerlicher Herkunft, theils für die feine Welt, theils für Oper, Ballet und Theater erzogen wurden. Es hieß „Ecole des Demoiselles"; die Gräfin Franziska war Patronin und Frau von Seeger Intendantin desselben. Wenn die Eleven der Akademie auf Redouten kommandirt wurden, pflegte man sie mit den Demoiselles paarweis gehen zu lassen, allein die Schönen benahmen sich womöglich noch schüchterner, als ihre Ritter, wodurch dieser Mönchs- und Nonnenzug zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörte.

Es war nothwendig, die vielverzweigte Gliederung der Akademie zu schildern, damit wir das Treibhaus vollstän-

dig kennen, in das Schiller's junge, drangvolle Lebenspflanze versetzt worden war. Wir sehen: an Sorgfalt und Wärme fehlte es ihr nicht, wohl aber an Luft und Freiheit. Halb mönchisch, halb soldatisch, in doppelt strenger Regel, wuchs der begabte Jüngling empor, den geistlichen Rittern des Mittelalters ähnlich, und er behielt stets eine Vorliebe für poetische Stoffe, die sich auf den Malteserorden bezogen. Schiller fand darin sein eigenes Jugendleben abgespiegelt, denn auch die Gesetze der Akademie forderten schweigenden, unbedingten Gehorsam. Kamaschendienst und gelehrter Pedantismus, ohnehin nahe verwandt, hatten sich hier ganz vereinigt, um jeden kühnflackernden Prometheusstrahl im Geist der Zöglinge reglementsmäßig zu dämpfen. Schwer fühlte Schiller die Last dieses Zwanges; dabei war er abgeschieden von der Mutter und den Schwestern, die er so innig liebte. Er fing an, das Menschendasein durch trübe Gläser zu betrachten, es hatte für ihn jenen funkelnden Reiz verloren, den es sonst in feurige Knabengemüther ausstrahlt.

Was Schiller's Studium betrifft, so trieb er im ersten Jahre auf der Pflanzschule nur das allgemein Wissenschaftliche. Professor Nast (geb. 1751), der alte Sprachen und Literatur vortrug, zählte ihn zu seinen besten Schülern, denn er hatte schon eine tüchtige Grundlage aus Ludwigsburg mitgebracht. Im Französischen wurde er vom Professor Uriot, 1713 zu Nancy geboren, unterrichtet; dies war ein Mann der altfranzösischen Zeit und eine Ruine aus der Glanzperiode des herzoglichen Hofes. Damals befaßte er sich auch mit Poesie, und schrieb namentlich allegorische Opern oder galante Festspiele. Seine Lehrmethode hatte indeß ihr Gutes, und Schiller brachte

es bald so weit, daß er die Schriftsteller Frankreichs ohne Mühe lesen konnte. Geographie und Geschichte lernte er beim Professor Schott (geb. 1751), dessen Vorträge gründlich, klar und selbst beredsam waren. Als ein eigenthümliches Genie erschien der Mathematiker, Magister Moll (geb. 1747); derselbe aß nie in Stuttgart zu Mittag, ging beinahe mit niemand um, und kleidete sich wie der gewöhnlichste Handwerker. Die Pforten der Philosophie eröffnete unserm Schiller Professor Jakob Friedrich Abel, geb. 1751 zu Vaihingen, der gleichfalls durch seine Persönlichkeit auffiel. Von Natur klein und etwas dick, war er äußerst beweglich, stellte sich selten auf's Katheder, sondern lief mit schnellen Schritten im Hörsaal umher, und eben diese Beweglichkeit verursachte, daß seine Entwickelungen oft ein wenig weitläuftig wurden. Uebrigens war Abel ein Mann vom vortrefflichsten Charakter und wohl der beliebteste von allen Lehrern; auch Schiller schloß sich ihm innig an, und später gestaltete sich ein wahres Freundschaftsbündniß zwischen ihnen.

Im Jahre 1774 begann Schiller das Studium der Jurisprudenz. Er hörte Naturrecht und die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte, welche nach Selchow's Lehrbuch vorgetragen wurde; dann gesellte sich noch ein Kollegium über römisches Recht hinzu. Die beiden Professoren Heyd (geb. 1748) und Reuß (geb. 1751); welche den fünfzehnjährigen Knaben in den Irrgarten juridischer Spitzfindigkeiten einführen sollten, waren trotz ihrer Jugend ein paar trockene Pedanten, und Schiller konnte ihren Vorträgen auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen. Er blieb gegen seine Mitschüler, die er in andern Wissenschaften übertraf, hier offenbar zurück. Am

Ende hielten ihn die genannten Rechtslehrer sogar für talentlos, doch des Herzogs Scharfblick bewahrte ihn vor den ungünstigen Einflüssen eines solchen Vorurtheils. Im Abwägen geistiger Kräfte geübt, durchschaute Karl die Anlagen Schiller's und sagte mit großer Sicherheit: „Laßt mir diesen nur gewähren; aus dem wird etwas!" *)

Als die Pflanzschule im Jahre 1775 zur Akademie erhoben und nach Stuttgart verlegt wurde, bekam das Institut, außer andern Erweiterungen, auch die zum Studium der Medizin erforderlichen Lehrstühle. Auf des Herzogs Anfrage, welche Zöglinge sich der Arzneikunde widmen möchten, meldeten sich anfangs nur sieben, unter denen sich auch Schiller und dessen Busenfreund Hoven befanden. Bei ihnen war der Beweggrund nicht sowohl Widerwille gegen die Jurisprudenz und Vorliebe für die Medizin, als ihre Neigung zur Dichtkunst. Schiller übte sich schon damals in lyrischen und dramatischen Versuchen, während Hoven Lieder, Balladen und Romane schrieb. Hierdurch wurde dem Studium der Rechte viel Zeit entzogen, und bei Vorlesungen dachten sie mehr an ihre poetischen Pläne, als an die Worte, welche vom Katheder herabtönten. Sie wurden daher von allen Seiten überflügelt, und man konnte es dem Professor kaum verargen, der einen ihrer Genossen fragte: „ob es den Beiden wohl an Kopf fehlen möge, oder ob es bloß Faulheit sei, daß sie nichts lernten?" Nachdem sie also in der juristischen Klasse so weit zurückgeblieben waren, und das Versäumte kaum wieder einzubringen vermochten, entschlossen sie sich zur Medizin, und faßten den Vorsatz, das neuerwählte

*) Hoven; bei Caroline v. Wolzogen.

Fach ernsthafter zu treiben. Sie glaubten, dies um so eher ausführen zu können, da ihnen die Arzneikunde mit der Poesie viel näher verwandt schien, als die dürre, positive Jurisprudenz.*)

Schiller's Vater sah den Uebergang durchaus nicht gern; hatte er doch die zahlreichen juristischen Werke für seinen Sohn ganz unnütz angeschafft, und sollte jetzt wieder andere, größere Ausgaben machen, denn nur für unvermögende Schüler wurden die nöthigen Bücher von der Akademie verabfolgt. Der ganze Schritt war aber um so weniger zu vermeiden, als der Herzog Schiller's Entschluß vollkommen billigte, und dieser gehörte nun zu den Jüngern des Aeskulap. Die Anatomie, wobei jede Versäumniß in die Augen fallen mußte, trieb er mit Fleiß, doch allen übrigen Zweigen der Heilwissenschaft widmete er nur eine oberflächliche Theilnahme. Sein innerstes Leben und Denken klammerte sich an die Blüthenranken der Poesie; was außer ihrem Bereiche lag, erschien ihm kahl und nichtig. Wie Raphael das Töpfergeschirr mit farbenfrischen Gestalten bemalte, so schuf Schiller, aus angestammtem Trieb, frühe poetische Bildungen, und ein günstiger Zufall brachte einige davon zur Oeffentlichkeit.

Balthasar Haug, geb. 1741, hatte Theologie studirt, gab sich aber zugleich den ästhetischen Wissenschaften mit großer Vorliebe hin. Er that sich als geistlicher und weltlicher Liederdichter hervor und wurde, für eine Ode auf Maria Theresia, zum Hof- und Pfalzgrafen ernannt. Der Herzog Karl berief ihn 1775 an die Akademie, wo

*) Hoven, Biographie, S. 44.

er Philosophie der Geschichte, Logik, schöne Wissenschaften und deutsche Stylistik lehrte. Seitdem gab er auch sein „Schwäbisches Magazin" heraus, eine Monatsschrift von halb gelehrtem, halb ästhetischem Charakter, welche damals das einzige Organ für Schwaben's Musensöhne bildete. Im Jahrgang 1776, Stück X., finden wir das erste gedruckte Gedicht Schiller's, nämlich eine idyllisch-religiöse Ode: „Der Abend" überschrieben. Haug mag diese Schilderung vielleicht als metrische Schularbeit von dem talentreichen Zögling empfangen, und sie mag ihm so gefallen haben, daß er sie in sein Magazin aufnahm. Man hat die Bemerkung ausgesprochen, dem Gedicht sei manche Reminiscenz aus Uz, Klopstock, Cramer und den alten Prophetenliedern beigemischt, aber zweierlei ist gewiß Schiller's Eigenthum: die leise angedeutete Sehnsucht nach Amerika, das eben den kühnen Freiheitskampf begonnen hatte, und dann die Verse, worin Schiller den Weltenherrscher bittet, ihm nicht Macht, nicht Reichthum, sondern die Gabe der Dichtkunst zu verleihen:

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht,
(Für andre, ach! glücksel'gre Welten
Ist das ein Morgenangesicht)
Sie sinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geschäftigkeit zur Ruh,
Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel,
Und winkt dem Tag sein Ende zu.

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o HErr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,

Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel.
Mich über Sphären, himmelan, gehoben
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.
Für Könige, für Grosse ists geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O GOtt, du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Ha! wie die müden Abschiedsstralen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken sich
Im Schooß der Silberwellen baden;
O Anblick, wie entzükst du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold ligt um alle Hügel her,
Vergöldet sind der Eichen Wipfel,
Vergöldet sind der Berge Gipfel,
Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends stralet
Aus Wolken, welche auf ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Um's Angesicht der Königin.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsstadt beschimmert,
Und fern die grüne Haide lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jetzt des Abends Purpurstrom,
Gleich einem Beet von Frühlingsrosen,
Gepflüket im Elysium,

Auf goldne Wolken hingegossen,
Ihn überschwemmet um und um.

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
Ins Graß die reinste Silberquelle,
Und tränkt die Herd und tränkt den Hirt
Am Weidenbusche ligt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt,
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumßt der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt izt kein Blatt vom Baum zu rauschen;
Stürzt langsamer der Wasserfall.
Der kühle West beweht die Rose,
Die eben izt den Busen schlose,
Entathmet ihr den Götterduft,
Und füllt damit die Abendluft.

Ha, wie es schwärmt und lebt von tausend Leben,
Die alle dich, Unendlicher, erheben,
Zerflossen in melodischem Gesang,
Wie tönt des Jubels himmlischer Gesang!
Wie tönt der Freude hoch erhabner Klang!
Und ich allein bin stumm — nein, tön es aus, o Harfe,
Schall Lob des HErrn in seines Staubes Harfe.

Verstumm Natur umher, und horch der hohen Harfe,
Dann GOtt entzittert ihr;
Hör auf, du Wind, durchs Laub zu sausen,
Hör auf, du Strom, durchs Feld zu brausen,

Und horcht und betet an mit mir:
GOtt thuts wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen sich um Axen drehn,
Und an der Erd vorüberwehn.

GOtt — wenn der Adler Wolken theilet
Von Höhen stolz zu Tiefen eilet,
Und wieder auf zur Sonne strebt.
GOtt — wenn der West ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluten in ihm strömen,
Wo wieder junge Würmchen schwimmen,
Und wieder eine Seele webt.

Und willst Du, HErr, so steht des Blutes Lauf,
So sinkt dem Adler sein Gefieder,
So weht kein West mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebrauß empörter Meere,
Krümmt sich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre —
O Dichter, schweig: zum Lob der kleinen Myriaden,
Die sich in diesen Meeren baden,
Und deren Sein noch keines Aug durchdrang,
Ist todtes Nichts dein feurigster Gesang.

Doch bald wirst du zum Thron die Purpurflügel schwingen,
Dein kühner Blik noch tiefer tiefer dringen,
Und heller noch die Aeolsharfe klingen;
Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der HErr ist dort und Ewigkeit!

Hier endet die Ode, mit Sch. unterzeichnet. Haug wurde Schiller's erster Recensent, denn er markirte nicht nur einige allzudreiste Reimlicenzen, sondern fügte auch folgende Kritik hinzu: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.

Im zweiten Stück des Jahrgangs 1777 brachte das schwäbische Magazin: „Morgengedanken. Am Sonntag.“ Dieselben stammen gleichfalls von Schiller und sind ein psychologisches wichtiges Aktenstück für ihn. Schon drängt sich in den strengen Kirchenglauben, den man ihm seit der ersten Jugend eingeprägt hat, ein Strahl des Zweifels; seine kindlich religiöse Sicherheit beginnt zu schwanken, zu zittern. Diese Unruhe erschreckt, und mit poetischer Inbrunst klammert er sich desto inniger an starre Dogmen, um die bedrohte Ruhe neu zu festigen. Zu dem „Gott der Wahrheit, zu dem Vater des Lichts“ wendet er sich betend, und spricht: „Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich mein Herz, GOtt Du weißt's, und rang nach himmlischer Erleuchtung von Dir. O da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von Dir in die umnachtete Seele; ich sah den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohlthätig zurückzog. Sei noch ferner bei mir, mein GOtt und Vater, denn die Tage sind da, wo die Thoren auftreten, und sprechen in ihrem Herzen: es ist kein GOtt! — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't, und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da steh' ich, und

schwank' oft im Sturme, und ach, das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die Dich suchen. — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne diese Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüste irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber, Wahrheit, du führst uns sicher durch's Leben, trägst uns die Fackel vor im finstern Thal des Todes, und bringst uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen bist. Ach, mein GOtt, so erhalte mein Herze in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen spiegelhellen Fluth strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erschall' auch dies Herz, daß es fähig sei, dich o GOtt, und den du gesandt hast, JEsum Christum zu erkennen — denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich JEsum; hab' ich JEsum, so hab' ich GOtt; hab' ich GOtt, so hab' ich Alles. Sollt ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit ist vor Dir, mein GOtt, dieses Kleinod, diesen himmelerhebenden Trost, rauben lassen? Nein, wer die Wahrheit haßt, sei mein Feind, und wer sie mit einfältigem Herzen sucht, den umarme ich mit Bruderfreuden."

Glockenton ruft den Dichterjüngling zum Tempel, wo er sich im Bekenntniß befestigen, in der Wahrheit stärken will. Haug machte zu den Morgengedanken die Anmerkung: „Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß

der Verfasser ein Dichter ist; man wird aber auch sehen, wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernst ist. Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn so geläutert, daß er nicht nur je und je seinen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entschluß für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dies Gebet geschrieben, eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen: es ist aber nur der Anfang von mehreren, die folgen sollten: er ist aber an der Fortsetzung durch ein besonderes Schicksal behindert worden. — Worin dies Schicksal bestand, ob in Schiller's Trennung von der Theologie, ob in seinem Uebertritt zur Medizin, darüber läßt uns Haug im Dunkeln.

Ganz vorzüglichen Anklang mußten solche streng gläubige Aufsätze und Gedichte bei Schiller's Eltern finden; er wußte, welche Freude ihnen dadurch bereitet wurde, und legte deshalb seine derartigen Schöpfungen gern in ihre Hand. Auch das folgende, im gleichen Sinne verfaßte Stück, sendete er dem Vater zu:

Hymne an den Unendlichen.

Zwischen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zakenfels,
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindeld gaukelt der Blick umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit

Riesentochter,
Sei mir ein Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt — Den Fels wie er herunterdrönt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blizes:
Kreaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

Zwar wurde dieser Hymnus erst 1782 in der Anthologie abgedruckt, doch verräth derselbe deutlich ein höheres Alter. Nicht nur der mangelhafte Versbau bezeichnet Schiller's früheste Periode, sondern auch jener biblisch-klopstokische Ton, dem er bald darauf entfremdet war. Als er 1790 seinen Vater bat, ihm alles mitzutheilen, was von den poetischen Anfängen noch vorhanden sei, fand der Hauptmann Schiller unter seinen Papieren nur diese Hymne. Die ganze Darstellung, wie Orkane Zebaoth's Namen brüllen und Blitze dessen zorndrohende Frage schreiben, erinnert lebhaft an ein anderes Produkt des jungen Dichters, welches Haug für seine Zeitschrift auswählte, wo es im Jahrgang 1777, Stück III, veröffentlicht wurde. Dasselbe heißt: „Der Eroberer“ und beginnt mit hocherregtem Ton:

Dir Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Nachedursts,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunter sehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich
Und Entsetzen um sie — fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd, schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfener,
In die Ohren der Mitternacht.

Das Gemälde, das Schiller uns in den letzten Zeilen von seiner Art zu dichten vorhält, war ganz nach dem Leben gezeichnet. Die poetische Begeisterung versetzte ihn oft in wilde Verzückungen; dies wüthende Auffahren, dies gegen die Erde stampfen ist keine Uebertreibung, denn er brachte seine Gedichte wirklich unter Brausen und Stampfen zu Papier. Einst saß er, als angehender Krankenarzt, im Krankenzimmer der Akademie, um die gehörige Pflege der Leidenden zu überwachen; da fing er an zu dichten, und gerieth in ein so heftiges Schnauben und Zucken, daß dem Kranken ganz bange wurde, denn er glaubte, Schiller sei plötzlich in Tobsucht verfallen. *)

Nun wird geschildert, wie „der Eroberer" durch Blut Flammen und Abscheulichkeiten sich einen Weg zur Unsterblichkeit bahnen will. Dann ruft der Dichter:

Ja, Eroberer, ja — du wirst unsterblich seyn.
Röchelnd hofft es der Greis, du wirst unsterblich seyn,
Und die Wais' und die Wittwe
Hoffen, du wirst unsterblich seyn.

*) Petersen, handschriftlich.

Furchtbar mahnt er den Tyrannen an die Stunde des ewigen Gerichts:

Wenn die Donnerposaune GOttes vom Thron jtzt her
Auferstehung geböt' — aufführ' im Morgenglanz
Seiner Feuer, der Todte
Dich dem Richter entgegen riß',
Ha! in wolkigter Nacht, wenn er herunterfährt,
Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
Dich Verruchter zu wägen
Zwischen Himmel und Erebus.

Mit glühendem Fluch, auf das Haupt des Eroberers geschleudert, endet dieses wildfeurige, von unbeherrschter Kraft überstürzende Nachtstück. Haug trat auch hierbei wieder als Kritiker auf, und schrieb zu der Dichtung die einleitenden Worte: „Von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klopstoken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile darzu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen, und seinem Vaterlande Ehre machen.“ Wahrscheinlich dachte Haug hier an den gefangenen Schubart, und ließ dessen Namen aus, weil es gewagt war, ihn in so ehrenvoller Weise zu nennen.

Das Lob, welches Haug, der Lehrer und Redakteur, seinem Schüler und Mitarbeiter öffentlich ertheilte, befeuerte auch andere Zöglinge der Akademie, ihr dichterisches Talent leuchten zu lassen. Es bildete sich ein Kreis von jungen Poeten, deren Brennpunkt Schiller war, und

um uns ihr Zusammenstreben recht zu vergegenwärtigen, werden wir ihre persönliche Bekanntschaft machen müssen.

Friedrich Wilhelm von Hoven, 1760 zu Ludwigsburg geboren, war mit unserm Dichter von Kindheit auf durch mannigfache Berührungen verknüpft. Als Schiller die Charakteristik seiner Mitschüler gab, bezeichnete er als Grundzug von Hoven's Gemüthsart: übergroßen Stolz, gehässige Eigenliebe, Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, Ehrgeiz, Grobheit und eine Vorliebe für die schönen Künste. Man sieht hieraus wenigstens, daß er dem Jugendfreunde nicht schmeicheln wollte. Schon vor seinem Eintritt in die Pflanzschule hatte Hoven der Poesie gehuldigt und die besten Dichter gelesen. Schiller's Vorbild bewirkte, daß er sich nun selbst in Liedern, Oden und — nachdem Goethe's Werther erschienen war — in Romanen versuchte; von den letzteren fing er mehrere an, brachte indeß nur einen zu Ende. Schiller schätzte Hoven's geistige Fähigkeiten sehr, und als dessen Bruder 1780 plötzlich starb, tröstete er den alten Vater mit der Hinweisung auf seinen „großen Sohn." Aus der Akademie entlassen, begann Hoven die ärztliche Laufbahn mit Eifer und Glück; ein scharfer psychologischer Blick unterstützte sein medizinisches Wissen, und er hat vielen Tausenden Hülfe gebracht. Daneben blieb er den Musen hold, namentlich der Tonkunst, denn er komponirte bis ins höchste Alter. Mit Schiller stand er stets in brieflichem Verkehr, und dieser bemühte sich, ihm eine Professur in Jena zu verschaffen. Hoven überlebte den Freund eine lange Reihe von Jahren, und als er am 30. Januar 1838 zu Nördlingen starb, fand sich in seinem Nachlaß eine Autobiographie, welche auch für Schiller's Jugendgeschichte von Wichtig-

keit ist. Dieselbe schließt mit folgenden Worten, in denen der fast achtzigjährige Hoven sich trefflich charakterisirt hat: „Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Existenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchsten Macht, Weisheit und Güte ist."

Johann Wilhelm Petersen, geboren 1758 zu Bergzabern im Elsaß, gehörte ebenfalls zu Schiller's vertrautesten Genossen. Er kam 1773 auf die Pflanzschule, und schon im nächsten Jahre schilderte ihn Schiller als einen lieb- und hülfreichen Freund, dessen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber seiner Mitbrüder mache, und als einen begabten, tüchtigen Menschen, der sich besonders zur Philosophie hinneige. Diese Eigenschaften gaben unserm Dichter Anlaß, Petersen's Urtheilen über ästhetische Dinge besonderes Gewicht beizulegen. Er hatte eine Vorliebe für's Epos, und schrieb ein größeres Heldengedicht: Conradin von Schwaben, das aber nie gedruckt worden ist; dagegen erschien 1782 seine Uebersetzung des Ossian in Prosa. Petersen verließ 1779 die Akademie und wurde in Stuttgart als Bibliothekar angestellt. Mehrere fleißige Sammelwerke verdanken wir ihm, auch über Schiller, der ihn bis an sein Ende liebte und schätzte, trug er mit Sorgsamkeit vielfache Nachrichten zusammen. Als er, am 26. December 1815, zu Stuttgart das frohe Auge schloß, weihte ihm sein Jugendgefährte Haug einen Nachruf, worin er den Geschiedenen darstellt, wie er sich im trauten Abendkreise gab:

„Bald, katonischen Ernstes, dem Sprachentweihenden zürntest,
Bald mit attischem Salz würztest das heitre Gespräch,
Trugst ungalligen Spott mit stoisch lächelndem Gleichmuth,
Und verworrenen Streit schlichtetest weise, mit Kraft;
Doch nach kritischer Fehde mit alter Freundlichkeit anklangst,
Und bei Symposien dir kehrte saturnische Zeit.
Ach, dein Wundergedächtniß, dein Scherz, dein geistiger Reichthum,
Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!"

Die dritte Zacke des Kleeblattes von Freunden, die sich um Schiller geschaart hatten, war Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmieds aus Mömpelgard. Er kam 1771, im Alter von dreizehn Jahren, auf die Pflanzschule, *) um sich dem Militairstand zu widmen. Der junge Elsaffer erzählt uns selbst, wie er in trauliche Beziehungen zu Schiller kam: Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich es nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut verwandeln konnte. Dieser prädominirende, durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Contrebande) geschärfte Sinn, verband mich genauer mit Schiller, der schon damalen dem Ungestüm des seinigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Produkte waren nicht, wie sonsten gemeiniglich in diesem Alter debütirt wird, von weicher sentimentaler Art,

---

*) Nach den Registern der Akademie; Scharffenstein selbst giebt an, erst 1773, als eilf- oder zwölfjähriger Knabe, auf die Solitüde gekommen zu sein. Morgenblatt 1837, Nr. 56.

keine Expression einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern sie kündigten schon ein starkes, mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth an. Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulenz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoque an datirt sich unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unsers Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Gluth des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließ. Ich weiß nicht, wo diese Stücke hingekommen sind. Schiller selbst, als er lange später seine Gedichte zur Auswahl sammelte, forschte vergebens darnach."

Scharffenstein wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die fast alle jungen Leute für diesen Stand hegen, und obgleich ihm derselbe Ruhm und Ehre brachte, fühlte er dennoch in reifern Jahren, daß ihn die Natur eigentlich zur bildenden Kunst bestimmt hatte. Er malte sehr hübsch, und verkehrte schon auf der Akademie viel mit den Künstlern, namentlich mit Dannecker, dem er stets in herzlicher Freundschaft zugethan blieb. Schiller's Charakteristik der Zöglinge giebt folgende Farben zum Bilde Scharffensteins: „Er ist die Zuflucht seiner Freunde; durch Dienstfertigkeit, Redlichkeit und Treue weiß er sich ihnen gefällig und werth zu machen." Nach seiner Entlassung von der Akademie trat er als Lieutenant in's

würtembergische Militair, und garnisonirte 1784 auf dem Asperg, wo Schubart über ihn schrieb: „Er ist ein Kopf — des vortrefflichen Schiller's Vertrauter.“ *) Scharffenstein machte die Feldzüge mit, bewährte sich auf dem Kampfplatz, und wir finden ihn 1807 als Generalmajor, mit dem Adelsprädikat versehen. Im Jahre 1815 war er Generallieutenant und Gouverneur von Ulm. Er that sich nicht blos durch Tapferkeit hervor, sondern eben so sehr durch Humanität und ein schönes Talent zur Malerei. Bei seinem Tode, um's Jahr 1830, hinterließ Scharffenstein „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller,“ deren originelle Darstellungsweise jeden Leser fesselt.

Diese vier Jünglinge hatten in der Akademie einen Geheimbund geschlossen, zu Schutz und Trutz. Herzog Karl pflegte die Wissenschaften und liebte die Kunst, aber der Poesie war er abhold. Ob sie ihm als Flittertand erschien, oder als ein geistiger Zündstoff, der die politischen Pulvertonnen in die Luft sprengen könnte, das möchte schwer zu bestimmen sein. Genug, der Dichtkunst Goldfrüchte waren in seinem Institut verpönt, und jede Lektüre, die damit in Verbindung stand, mußte das Licht des Tages scheuen. Unsere dichterischen Freunde wurden also Schmuggler, welche bei Nacht und Nebel verbotene Bücher lasen, oder die Geschenke der Musen aufzeichneten, um sie einander mitzutheilen. Es wird uns einen lebendigen Strahl auf Schiller's Fortbestehen werfen, wenn wir die Schriften betrachten, an denen sich seine Seele im tiefsten Geheimniß labte.

Klopstock, der Apostel des achtzehnten Jahrhunderts,

*) Strauß, Schubart's Leben, II. 168.

ehemals sein Schutzheiliger, war bereits vom Postament gestürzt, oder doch wenigstens in eine bescheidene Ecke des Pantheons versetzt worden. Schiller hatte sogar dessen Dichtungen mit kritischen Censurstrichen erbarmungslos durchzogen. In der Ode: „Mein Vaterland" tilgte er alles, was auf die Worte folgt: „Ich liebe dich, mein Vaterland!" vollständig aus, weil er fand, daß der Eindruck des schönen Anfangs dadurch nur vermindert werde. „Die Genesung" aber mußte ganz und gar als Opfer fallen, denn der Jüngling meinte, hier sei, trotz der pomphaften Redeblumen, nichts anderes heraus zu lesen, als: „Wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte meine Messiade nicht vollenden können." *) Bei aller Hochachtung für Klopstock, war er zu der Erkenntniß gelangt, daß dieser Dichter, mit seinem ewigen Hinausragen aus dem Leben, mit seiner überirdischen und übersinnlichen Darstellung, sich nicht zum dauernden Liebling und Begleiter eigene. „Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden," sagte Schiller, „deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, die man einer so einzigen Erschei-

*) Der Freimüthige 1805. Nr. 220.

mung, einem so außerordentlichen Genius, einem so veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist." *)

Schiller war also aus dem religiös romantischen Ideenkreise in die Wirklichkeit übergegangen; statt der Propheten und Sibyllen studirte er jetzt die Menschheit mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Tugenden und Lastern, mit ihrem Trieb nach Wahrheit und Freiheit. Ferguson's Moralphilosophie, nebst Garve's Anmerkungen dazu, fesselten ihn, doch am sehnsüchtigsten stürzte sich seine Seele in den hochbrausenden Strudel von Rousseau's Schriften. Die ungestüme Leidenschaft der „Julie," die kräftige Berg- und Waldluft der socialen Abhandlungen erfaßten ihn mit gleicher Gewalt, denn damals legte er noch nicht den Maßstab kühler Kritik an diesen Urgeist, sondern gab sich ihm aus vollem Herzen hin. Hierzu gesellte sich Plutarch, den Schiller zu seinem Liebling erkor, weil er ihm hohe Charaktere zeigte und die innersten Triebwerke ihrer Handlungen enthüllte. Als er die Akademie verließ, kaufte er sich diesen merkwürdigen Menschenmaler in einer theuern Uebersetzung (von Schirach. Leipzig 1776—79. 7 Bde.), obwohl er das Geld nicht überflüssig hatte. Auch Karl Moor rühmt den Plutarch, und in demselben Sinne schrieb Schiller 1788 an eine Freundin: „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation, und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschenart." **)

Während er nun, durch das Medium der Philosophie

---

*) In dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung.

**) Caroline v. Wolzogen, ältere Ausgabe, I. 320.

und Geschichte, aus überirdischen Sphären auf festen Erdboden zurückgekehrt war, forderte aber auch das Gemüth seine Rechte, und Schiller bedurfte zuweilen einer sentimentalen Erschütterung. Der „Siegwart," eine recht arge Contrebande, hatte sich in die Akademie eingeschlichen, und dies einfach innige Gemälde treuer Jugendliebe zog ihn besonders an. Er selbst erzählte späterhin, daß er oft am einsam vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, in den Gefühlen geschwärmt habe, welche der Siegwart ihm erweckt. *) Noch stärker mußte die Revolution sein, welche „Werther's Leiden" zwischen den klösterlichen Mauern der Akademie anstiftete. Die verbündeten Jünglinge verschlangen dies Buch, und entwarfen den Plan zu einem gemeinschaftlichen Roman, einem zweiten Werther, der indeß ungeschrieben blieb. Nach mehreren Jahren äußerte Schiller in einem Briefe: **) seine Phantasie habe sich (durch welche leise Ahnung wisse er selbst nicht) von seinen Kinderjahren her die Stelle aus Werther's Leiden aufbewahrt: „O, es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labsal."

Durch den Werther mußte die Aufmerksamkeit des poetischen Kreises nothwendig auf Ossian's Lieder gelenkt werden. Petersen und Hoven übertrugen sie in's Deutsche,

---

*) A. a. O. I. 34.

**) Nicht an Dalberg, wie Hoffmeister glaubt, sondern höchst wahrscheinlich an Huber. S. Morgenblatt 1807. Nr. 281.

und Schiller empfand ebenfalls große Theilnahme für diesen Barden. Nicht selten recitirte er daraus: „Selma, dich hüllet Schweigen ein! Morven's Gebüsche weckt kein Laut; Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht!“ oder ähnliche Sätze. Im Jahre 1789 freute es ihn sehr, daß Lottchen von Lengefeld an dem schönen Dichter Gefallen fand und sich auf die beste Art mit ihm zu familiarisiren suchte, indem sie dessen Lieder übersetzte. „Endlich werden Sie noch ein ganz Ossianisches Mädchen!“ rief er ihr zu. Später sagte Schiller: *) „Ossian's Menschenwelt war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her war groß, kolossalisch mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über den Verfall der Menschen, und so klein auch bei seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen Sänger zu dem Leblosen zurückzuscheuchen, und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.“

Hatte sich die Lektüre der vier Genossen eine Zeit lang auf dem Felde sentimentaler Lyrik und Romantik bewegt, dann wurden auch ernstere Bücher gelesen; Mendelsohn's Phaedon, Herder's, Haller's und Sulzer's Werke beschäftigten ihren Geist. Schiller liebte die Bibel sehr, besonders einzelne Bücher derselben, und Luther's kernige Ver=

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

deutschung machte ihn zugleich mit der ganzen Kraft unserer Muttersprache vertraut. Da sollte er einen Dichter kennen lernen, der in sein Wesen auf die innigste und mannigfachste Weise eingriff — es war Shakespeare.

Professor Abel besaß die Gewohnheit, bei der Erklärung philosophischer Begriffe, Stellen aus Dichtern mitzutheilen, um jene dadurch anschaulicher und interessanter zu machen. Als er einst über den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, oder der Leidenschaften unter einander sprach, wollte er den Schülern das Ganze mehr versinnlichen, und las ihnen deshalb einige schöne, hierher passende Stellen aus dem Othello nach Wieland's Uebersetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung vollendet, so bat er den Professor Abel um das Buch, und studirte nun den Shakespeare mit unablässigem Eifer. *) Freilich war es nicht möglich, daß Schiller, damals eben erst vom Knaben zum Jüngling heranreifend, das poetische Weltall begreifen konnte, welches in den Werken des großen Briten ausgegossen liegt; er selbst hat im Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung mit klaren Zügen den Eindruck geschildert, den Shakespeare anfangs auf ihn machte:

„Als ich in einem sehr frühen Alter diesen Dichter kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, in Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn

*) Abel; bei Hoffmeister und Viehoff, I. 42.

bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren; kurz das Object in dem Subject anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hinein zu schreiben."

Trotz dieser unvollkommenen Auffassung umwob ihn Shakespeare mit magischer Gewalt. Gleich einem Bergstrom, der aus schwindelnder Höhe herabstürzt, ergriff dessen Genius seine Seele, und riß ihn unaufhaltsam fort in's Bereich der dramatischen Dichtkunst. Mit jedem Monat, mit jedem Jahre wurde ihm die Poesie des Briten werther, weil er sie immer besser verstand. Hoven bekam einige Bände der Wieland'schen Uebersetzung, und Schiller trat, in jugendlichem Scherz, seine Lieblingsgerichte ab, um den Besitz des ersehnten Schatzes zu erlangen.*) Als

*) Hoven, bei C. v. Wolzogen. — Petersen setzt, durch ein

er aber einst seinen kleinen Bücherschrank öffnete, bemerkte er mit Schrecken eine Lücke darin, und wer malt sein Erstaunen bei der Nachricht: man habe den Shakespeare, die Histoire de Génes und etliche andere Schriften, welche in den Erziehungsplan der Akademie nicht paßten, ex officio mit Beschlag belegt. *) Schiller kaufte sich, nachdem er das Institut verlassen, in der Metzler'schen Buchhandlung den herrlichen Dichter, wie ihn Wieland und Eschenburg nothdürftig mit deutschen Gewändern bekleidet hatten.

Schon übten dramatische Dichtungen einen ganz überwiegenden Reiz auf Schiller; er versenkte sich in Lessing's Schauspiele, freute sich der genialen Produkte des Maler Müller und glühte für den „Götz von Berlichingen," den er auf Spaziergängen laut vorzulesen pflegte,**) wie denn Goethe überhaupt ein Abgott dieser Jünglinge war. Schon drängte ihn der innere, ureigene Trieb, sich selbst im Drama zu versuchen, doch war er um ein passendes Thema verlegen und äußerte später: „Mein letztes Hemd hätte ich in jenen Tagen mit Freuden hingegeben für einen dankbaren tragischen Stoff, meinen jugendlich aufstrebenden Geist daran zu üben." Da las er in einem Zeitungs-

---

offenbares Mißverständniß, diese Thatsache in's Jahr 1793, als Schiller zu Ludwigsburg verweilte, und man begreift kaum, wie Hoffmeister einen solchen Irrthum wiederholen konnte. Schiller urtheilte damals bereits mit unverhelter Mißachtung über die Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung.

*) Dies erzählen einige ältere Biographen Schiller's, und wenn sich auch ihre Quelle nicht prüfen läßt, so hat das Ganze doch den Ausdruck der Wahrheit.

**) Der Freimüthige. 1805, Nr. 220.

blatte die Nachricht vom Selbstmord eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Schiller's Gefühl und seine innere, rege Phantasie wurden durch diesen Vorfall dermaßen erhitzt, daß er sich denselben sogleich mit allen Nebenbeziehungen ausmalte und ihn zur Grundlage eines Trauerspiels: „Der Student von Nassau," machte. Schiller sprach nachmals davon, wie von einer im Ganzen untauglichen Jugendarbeit, und scherzte namentlich über den seltsamen Titel. Dennoch bedauerte er, das Stück schon frühe vernichtet zu haben, weil er manche, mit erster, glühender Wärme entworfene und ausgeführte Scenen wohl noch als Mann hätte benutzen können, so gelungen schwebten sie ihm in der Erinnerung vor. *)

Einen Jüngling, wie Schiller, mußten Maximilian von Klinger's Dramen mit mächtiger Geisterstimme in's Herz dringen, denn sie vereinten die höchste Bewegung der Leidenschaft und eine Fülle tiefer Gedanken. War doch Schiller zur Zeit selbst ein Jünger jener poetischen Richtung, die nach dem Klinger'schen Stücke „Sturm und Drang" benannt worden ist. Noch im Jahre 1803 schrieb unser Dichter seinem Schwager Wolzogen, der in Petersburg verweilte: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünf und zwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich." **) Klinger gewann 1774 einen Preis, der auf

*) Im Freimüthigen 1805, Nr. 109. Conz, im Morgenblatt 1807, Nr. 201 und in der Zeitung f. d. eleg. Welt 1823, Nr. 7.

**) Caroline v. Wolzogen, literar. Nachlaß, I. 413.

das beste Stück über Brudermord ausgesetzt war, durch sein wildes Trauerspiel: Die Zwillinge. Mit ihm wetteiferte Johann Anton Leisewitz, dessen „Julius von Tarent" denselben Stoff im sanftern, aber kräftig edlen Styl behandelte. Als man ihn bei der Preisvertheilung überging, fühlte sich Leisewitz gekränkt; er wendete sich ganz von der Bühne ab, und das treffliche Stück blieb seine einzige dramatische Arbeit.

Schiller lernte es kennen, und man darf wohl sagen, daß wenige Dichtungen so eindringend und nachhaltig auf ihn gewirkt haben. Er fand sogar persönliche Beziehungen zu dem Helden; wie Julius von Tarent, sagte er von sich: „In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte." *) Beinahe wörtlich wußte er das Trauerspiel auswendig, darum kommen einzelne leise Reminiscenzen daraus in seinen Dramen vor. Dort ruft Aspermonte dem todten Julius in's Ohr: „Blanka! Blanka!" und fügt hinzu: „Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören." In den Räubern rüttelt Schweizer den erhängten Franz mit den Worten: „Heh du! Es giebt einen Vater zu ermorden. — — Er freut sich nicht — er ist maustodt." Aber auch späterhin umschwebte den Dichter das Lieblingsstück seiner Jugend noch, und diese dunkle Erinnerung spiegelte sich, ihm selbst wohl unbewußt, zuweilen in seinen Werken. Leisewitz hatte das Gleichniß gebraucht: „In einem Jahrhundert bist du, Fürst, der einzige von allen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der Entfernung verschwindet, und blos noch die Thürme hervorragen." Aehnlich sagt der Chor in der Braut von Messina:

*) Briefwechsel mit Körner, I. 39.

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt."

Durch den Julius von Tarent wurde Schiller befeuert, selbst wieder eine Tragödie zu dichten, und er gab sich ihr lange mit angestrengten Kräften hin. Das Stück behandelte einen Vorwurf aus der florentinischen Geschichte, Cosmus von Medici, einer reichen mächtigen Bürgerfamilie angehörend, erhielt durch herzgewinnende Leutseligkeit, durch unbegrenzte Freigebigkeit einen starken Anhang im Volke. Darob regten sich Eifersucht und Haß in der herrschenden Adelspartei, sie ließ Cosmus plötzlich verhaften, und obwohl man ihm kein einziges Vergehen zur Last legen konnte, wollten ihn seine Feinde dennoch zum Tode verurtheilt sehen. Nur der Macht des Goldes gelang es, daß er nicht auf dem Blutgerüst endete, sondern nach Padua in die Verbannung geschickt wurde. Bald rief das Volk den „Vater des Vaterlandes" von dort zurück, und er blieb in hohen Ehren sein Leben lang. Da er aber die Wuth der Aristokraten, namentlich der Edlen von Pazzi fürchtete, so vermählte er seine Enkelin Bianca mit einem Sproß dieses Hauses. Sie hatte zwei Brüder, Lorenz

und Julian von Medici, beides geistvolle und liebenswürdige Jünglinge. Der letztere liebte Camilla Cafarelli, eine schöne Florentinerin, um die sich auch Franz von Pazzi bewarb. Sie zog indeß Julian vor, und er ließ sich heimlich mit ihr trauen. Nun kannte Franzens Rachsucht keine Grenzen; der glückliche Nebenbuhler mußte sterben, und daß sein Tod eine politische Färbung bekam, sollte gleichzeitig auch Lorenz ermordet werden. Bernhard Bandini, ein abgefeimter Bösewicht, den das Geschlecht der Mediceer einmal beleidigt hatte, war der vertraute Gehülfe dieses Mordplans. Nach mehrern mißlungenen Versuchen lockte man die Brüder unter dem Deckmantel der Freundschaft zu einem Hochamt in die Kirche; dort fielen die Verschworenen über sie her, und Franz durchbohrte den Julian meuchlings mit seinem Dolch. Lorenzo aber rettete sich, nur leicht verwundet, in die Sakristei; das Volk von Florenz schaarte sich zusammen und schlug die Truppen der Pazzi. Franz wurde von der wüthenden Menge aus seiner Wohnung gerissen und aufgehängt. Die schuldigsten Häupter der Familie ereilte ein rascher Tod, während man alle übrigen für immer einsperren ließ. So fand das Haus der Pazzi in dieser schändlichen Verschwörung seinen Untergang.

Zwar berichtet Petersen (Morgenblatt 1807, Nr. 181), der Titel des Schiller'schen Trauerspiels sei „Cosmus von Medici" gewesen, doch da er ausdrücklich hinzufügt, der junge Dichter habe sein Stück, in Stoff und Handlung, dem Julius von Tarent nachgebildet, so muß jene Angabe auf einem Irrthum beruhen. Cosmus war längst todt, als die tragische Catastrophe sich ereignete, welche eben erzählt worden und welche der Entwickelung des

Leisewitz'schen Drama's verwandt ist. Schiller's Tragödie hieß also wohl: „Julian von Medici;“ dieselbe kam indeß an Werth ihrem Vorbild bei weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete der Autor das Ganze, nur einzelne Züge, Gestalten und Einfälle daraus nahm er später in seine Räuber auf. Franz Moor, der im vorgefundenen Stoff eigentlich Wilhelm hieß, behielt den Vornamen von Franz Pazzi bei, und mit dem Namen wurde gewiß auch ein Theil der Charakterzeichnung auf jenen übertragen. Aus Camilla Cafarelli entstand die Amalia und aus Bernhard Bandini der Bastard Hermann. Uebrigens hatte das florentinische Nachtstück noch nach Jahren Interesse für Schiller, denn als er 1788 die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen herausgab, erhielt auch die Verschwörung der Pazzi wider die Medici eine Stelle darin.

Der „Julian von Medici“ war muthmaßlich für einen poetischen Wettstreit bestimmt, den die vier Bundesgenossen unter sich veranstalteten. Jedem blieb es überlassen, diejenige Form zu wählen, welche seinem Talente am meisten zusagte: Schiller lieferte seine Tragödie, also wohl die oben bezeichnete; Hoven gab einen Roman à la Werther, Petersen ein rührendes Schauspiel und Scharffenstein ein Ritterstück. Diese Arbeiten theilten die Freunde, wie sie im Stillen entstanden waren, auch in tiefster Stille einander mit. Man kritisirte sich dann schriftlich, lobte und tadelte sich gegenseitig — das erstere natürlich mehr als das letztere. *) Scharffenstein sagt in seiner kurzen,

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 56, und Hoven's Biographie, S. 56.

soldatischen Weise: „Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön sein und paradiren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den Andern sehr präconisirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war.“

Dennoch schaukelten sie sich alle recht wohlgefällig auf dem Bewußtsein der Autorschaft. Da fuhr ein satyrischer Blitz in die schönen Luftschlösser, die sie erbaut hatten, denn ein Mitschüler, der ihr geheimes Treiben kannte, griff sie schonungslos an. Er hieß Peter Conrad Masson, stammte aus Plamont, war aber, im Gegensatz zu Scharffenstein, ganz französisch geblieben. Schiller kam wenig in Berührung mit ihm, und äußerte 1774 in der oft erwähnten Charakteristik: zwar bedaure er den Verlust, ihn zu kennen, doch würde er vielleicht manches Unangenehme entdeckt haben, hätte er dessen nähere Bekanntschaft machen wollen. Dieser Masson, welcher sich auf der Akademie für's Militair vorbereitete und 1779 als Lieutenant in ein würtembergisches Artillerieregiment eintrat, schrieb damals eine grobe, doch nicht ohne Witz erfundene Posse gegen die dichterischen Kameraden. Jeder von ihnen wurde in dem erwählten Gewande, tüchtig und plump verklopft; sie sahen sich, als das Spottstück zu ihrer Einsicht kam, recht kleinlaut an, und ihr schriftstellerisches Selbstgefühl erlitt einen mächtigen Stoß.

Man gab darum die literarische Thätigkeit noch keineswegs auf. Durch die altenglischen Balladen, welche Herder übersetzt hatte, fühlten unsere jungen Poeten sich leb-

haft angeregt; sie wetteiferten, wer den Ton solcher Balladen am besten treffen würde, und manches gelang ihnen recht gut. Schiller verfaßte auch ein Gedicht: „Die Gruft der Könige,“ dessen Stoff mit Schubart's Fürstengruft fast übereinkam; es begann:

„Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte.“

Eine andere Ode von Schiller: „Triumphgesang der Hölle,“ war regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin all seine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein. *)

Allmälig hatten die Geheimbündler eine ansehnliche Sammlung verschiedenartiger Poesien zusammengebracht, und sie zweifelten nicht, daß dieselben gar wohl verdienten, gedruckt zu werden. Man beschloß deshalb, das Geleistete der Oeffentlichkeit zu übergeben, und Hoven bekam den Auftrag, einen Verleger zu verschaffen. Er schrieb einem Buchhändler in Tübingen, von dem die Freunde erfahren hatten, daß er auch anonyme Schriften in Druck nehme, denn die Akademisten durften unter keiner Bedingung wagen, mit ihrem Namen hervor zu treten. Auf verborgenem Wege beförderte Hoven den Brief, doch blieb derselbe unbeantwortet; er schrieb nochmals, und es kam wieder keine Antwort, bis man endlich herausbrachte —

*) Petersen, handschriftlich und im Freimüthigen 1805, Nr. 220, doch klingt es widersinnig, wenn er behauptet, Schubart sei erst durch Schiller's Dichtung zu seiner „Fürstengruft“ veranlaßt worden.

der Buchhändler sei schon vor einigen Jahren gestorben. Um nicht in ähnliche Fälle zu kommen, mußten die Jünglinge sich begnügen, ihre Produktionen einzeln in poetische Sammelwerke einrücken zu lassen; sie lieferten Beiträge für die damaligen Musenalmanache und für die „Schreibtafel", welche Schwan in Mannheim herausgab. Was sie, nach dem Abschied aus der Akademie, des Druckes noch werth hielten, erschien dann in Ständlin's schwäbischem Musenalmanach und in Schiller's Anthologie.*)

Der Dichterbund hatte sich inzwischen durch den Beitritt eines wackern Mitglieds erweitert. Johann Christoph Friedrich Haug, geboren 1761, ein Sohn des Professors, war auf die Akademie gekommen, als dieselbe nach Stuttgart verlegt worden. Er besaß einen lebhaften Geist und einen unbesiegbaren Hang zur gutmüthigen Satyre. Einst erzählte er beim Ankleiden, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt: Der jüngste Tag erschien, die Posaunenengel bliesen aus aller Macht, allein es wollte mit dem Auferstehen nicht recht vorwärts kommen. Da gab ein ehemaliger Akademist den Rath, man möchte nur den Oberaufseher Nieß erwecken, daß er mit jener Riesenstimme, welche sonst „zum Gebet!" kommandirte, jetzt „zum Gericht!" rufe. Das Mittel wurde angewendet, und die Todten kamen darauf so rasch herbei, daß die Engel dem Herrn Christus nach kurzer Zeit melden konnten: es sei nunmehr alles bereit. — Dieser

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 220, und Hoven, S. 57. — Ich habe „die Schreibtafel" (Mannheim 1774—78. 7 Stücke.) genau verglichen, darin aber auch nichts gefunden, was man mit einiger Sicherheit für Schiller's Eigenthum halten könnte.

angebliche Traum erregte großes Gelächter, und kam auch dem gestrengen Herrn Nieß zu Ohren. Er nahm die Sache zwar von der spaßhaften Seite, ärgerte sich aber doch darüber, und sagte: „Apropos Herr Haug! Wenn es Sie künftig wieder träumen sollte, so muß ich Sie bitten, mich dabei ein für allemal aus dem Spiel zu lassen!"

Haug wurde in den poetischen Verein aufgenommen; sein angeborenes Talent neigte sich vorzüglich zum Epigramm, und brachte manche wohlthuende Erheiterung für die Genossen. Es lag überhaupt in der Atmosphäre des Instituts eine gewisse Spottlust, und selbst Schiller, der einsam, verschlossen, eingeschüchtert dorthin gekommen, fühlte deren Wirkung. Er konnte jetzt muthwillig sein, foppte gern, und seine Neckereien hatten gewöhnlich epigrammatische Spitzen. Als unter den Akademisten die Stammbuchsmanie ausbrach, als man von jedem bedeutenderen Zögling Denkblätter haben wollte, da schrieb er oft vortreffliche Dinge nieder, oft benutzte er diese Veranlassung aber auch, die Momusgeißel zu schwingen. So übergab er einem Mitschüler, der sich im Essen auszeichnete und ihn um ein Andenken für sein Stammbuch bat, folgende Zeilen: „Wenn Du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst Du den Herrn Deinen Gott loben." Die ganze dichterische Kameradschaft übte sich in Epigrammen, welche einander so ähnlich sahen, daß man sie in Schiller's Anthologie unmöglich mit Sicherheit sondern kann.*)

Auch Haug versuchte es nun, olympische Kampfspiele

*) Der Freimüthige 1806, Nr. 109, und Petersen im Morgenblatt 1807, Nr. 186.

mit Schiller zu halten. Einmal wollte jeder den andern an Grobheit übertreffen. Haug schilderte die Göttin der Grobheit, wie sie in Wolken schwebte und zu Schiller sprach: „Du bist mein Sohn an dem ich Wohlgefallen habe!" worauf sich Schiller für besiegt erklärte. Eine andere Aufgabe, bei der Schiller, Haug, Petersen und Hoven um die Palme stritten, hieß: „Rosalinde im Bade"*) Schon damals verrieth Haug, daß er einer unserer besten Epigrammdichter werden würde, aber neben der satyrischen Witzlaune hatte er ein sehr braves Herz; Schiller blieb ihm stets gewogen, und die Grabschrift, die er sich selbst verfaßte, schildert ihn getreu:

Er, der hier ruht,
War froh und gut;
Einst, hoff' ich, taug's
Zur Grabschrift Haug's.

Aber nicht allein Poesie wurde hier verhandelt; die Jünger anderer Musen gehörten gleichfalls zu Schiller's vertrautem Umgang. Johann Rudolph Zumsteeg, geb. 1760, der Sohn eines herzoglichen Kammerlakaien, vergötterte den Dichter, und setzte jede neue Schöpfung von ihm sogleich in Musik. Er wurde ein trefflicher Komponist, der auch später noch den Liedern seines Jugendfreundes unvergängliche Melodien gab. Ein ähnliches Loos war dem edlen Dannecker zu Theil geworden,

*) Diese Notizen, aus Waiblinger's gesammelten Werken (IV. 256.) entnommen, beruhen auf einer mündlichen Erzählung von Haug, und sind um so glaubwürdiger, als Waiblinger die Betheiligten kaum gekannt zu haben scheint, da er ihre Namen „Pedersen und Hocken" schrieb.

dessen Vater dem Herzog als Stallknecht diente. Bei einem Volksfest hatte er sich zum Eintritt in die Pflanzschule gemeldet, wo er bald das glänzendste Talent zur Bildhauerkunst verrieth, und seine Meisterhand erschuf nachmals Schiller's wunderbar schöne Marmorbüste.

Bei solchem Verkehr und gegenseitigem Austausch konnte es an geistiger Anregung nicht fehlen. Dieselbe erhöhte sich dadurch, daß man den Dichterbund vor den Lehrern keineswegs verheimlichte, ja daß dieselben, seine sittliche Bedeutung fühlend, ihn begünstigten und förderten. Ueberhaupt erstreckte sich die strenge militairische Verfassung des Instituts nur auf dessen äußere Form; der Unterricht blieb unberührt davon. Den Professoren wurde nicht vorgeschrieben, wie sie für das Fach, wofür sie angestellt waren, lehren sollten; sie hatten in ihren Vorträgen völlig freie Hand. Nur darauf kam es an, daß jeder seine Schuldigkeit that, und die jährlichen Prüfungen mußten ausweisen, ob diese erfüllt worden sei. Auch im Aeußerlichen gab es für die Lehrer keine Art von soldatischem Zwang; sie wohnten außerhalb der Akademie und kleideten sich nach ihrem Wohlgefallen. Bei Feierlichkeiten trugen sie einen Rock von schwarzem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert, eine weißseidene, goldgestickte Weste, Unterkleider von schwarzem Atlas, weißseidene Strümpfe, Chapeau-bas und einen Galanteriedegen an der Seite.

Herzog Karl hat, wie es scheint, selbst die Absicht gehabt, zwischen den Lehrern und Schülern jede Scheidewand, welche irgend das Vertrauen untergraben konnte, möglichst zu entfernen. Darum berief er Männer von so jugendlichem Alter an seine Akademie, daß sie den reiferen Eleven kaum einige Jahre überlegen waren, und außer-

dem trennte er den Unterricht und die Beaufsichtigung von einander. So wurden denn die Professoren in Wahrheit nur belehrende Freunde der Zöglinge, welche sich ihnen um so lieber anschmiegten, als sie sich durch die militairischen Vorgesetzten gedrückt fühlten. Einsamkeit, Mangel jedes andern Umgangs erhöhte dies herzliche Vertrauen; der Schüler theilte dem Lehrer oft seine wichtigsten Geheimnisse mit, und bat ihn um Rath über Dinge, die sonst den Lehrern sorgsam verschwiegen werden. Es entstand allmälig ein Verhältniß auf der Akademie, wie es vielleicht noch nie in einer Schulanstalt stattgefunden hat. Der Eleve, welcher strafbare Handlungen seiner Genossen einem Lehrer anzeigte, machte sich dadurch in den Augen der übrigen nicht etwa verächtlich, sondern alle sahen darin den Eifer für das Gute, sobald ihnen nur des Professors und des Zöglings Charakter von einer ehrenhaften Seite bekannt waren. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer schon am Akademiethor, bis wohin sie gehen durften; sie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der Vorlesung wieder zurück. Auf diesem Wege wurde über wissenschaftliche oder politische Gegenstände gesprochen, und manchmal setzte sich dann die Unterhaltung im Lehrsaal fort, wodurch die eigentliche Vorlesung zwar erst später anfing, die Eleven aber einen doppelten Gewinn davontrugen. Solche Gelegenheiten wußte Schiller trefflich auszubeuten; ganz besonders strebte er, sein Studium der Menschenkenntniß zu erweitern, und es bildete sich ein Freundschaftsband, welches ihn mit dem edelsten Humanisten Abel vereinte, dem wir auch diese Mittheilungen hauptsächlich zu danken haben.

Sind uns nun die Wechselbeziehungen der Schüler unter sich und zu den Lehrern klar, so wird es nöthig sein, auch ihre Stellung, dem herzoglichen Stifter gegenüber, anzudeuten. Dieser hatte die Anstalt zu seinem Steckenpferd erkoren, er spiegelte sich wohlgefällig in ihrem Gedeihen, und unterließ nichts, was sie zu heben im Stande war. Bei jeder Gelegenheit erforschte er selbst die Anlagen der Zöglinge, auch nahm er eine dreiste Antwort von ihnen nicht übel, wenn sie nur Geist verrieth. Er kannte jeden einzelnen Eleven sehr genau, kannte dessen Namen, sein Alter, seine Familie, seine Fähigkeiten und seinen Fleiß. In der Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ, lag etwas wahrhaft Väterliches, und nur mit aufrichtigem Schmerz verhängte er Strafen über sie. Betraf das Vergehen ihn selbst, so dachte er nicht an den Fürsten, sondern ahndete es milder, als wenn es einen andern Vorgesetzten berührt hätte. Einst, als er unvermuthet in den Schlafsaal trat, stand Hoven nicht sogleich vom Schreibtisch auf. Der Herzog gab ihm für diese Rücksichtslosigkeit eine eigenhändige Ohrfeige, und sagte dabei: „Diese Maulschelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin! Hätte Er die Ungezogenheit gegen einen meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte er sehen sollen, was geschehen wäre."

Recht komisch wurde zuweilen der Eifer, mit welchem sich der Herzog Karl bei den Prüfungen zum Examinator aufwarf. Bei solcher Veranlassung blamirte sich eines Tages ein Schüler, der eine mathematische Aufgabe zu lösen hatte, dermaßen, daß ihm der Fürst zornig zurief: „er solle sich zum Teufel scheeren, und Ludwig von Wolzogen an die Tafel lassen." Der Genannte hatte indeß

gar nicht aufgepaßt, und bestieg das Katheder mit der sichern Erwartung eines ähnlichen Schicksals. Da fiel ihm ein, der Herzog, der von der Mathematik sehr wenig verstand, werde wohl zu täuschen sein, wenn er es nur an der gehörigen Dreistigkeit nicht fehlen ließe. Ohne Umstände fing er also an zu malen und zu beweisen, bis er endlich, durch eine ganze Armee von Sinus- und Cosinus-Quadraten zu einer so einleuchtenden Schlußgleichung gekommen war, daß dem Klassenlehrer und allen Mitschülern die Haare zu Berg standen, Herzog Karl aber, stolz ein solches Genie auf seiner Schule erzogen zu haben, ihn der ganzen Klasse als Muster vorstellte.*)

Wenn der Fürst die Anstalt inspicirte, wenn er die Geistesgegenwart der Zöglinge durch kitzliche Fragen prüfte, dann führte er häufig die Gräfin Franziska am Arm. Sie war das einzige weibliche Wesen, welches die Akademie zu jeder Stunde betreten durfte, und wie sie eine große Gewalt über den Herzog ausübte, so blieb ihre Erscheinung auch nicht ohne Eindruck auf die Eleven. Gleich einer Fee schritt sie durch die einsamen Hallen und Gärten; ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme und der mystische Reiz ihrer Beziehung zum Herzog — das alles mußte die Phantasie der abgeschiedenen Jünglinge entflammen. Fast jeder von ihnen schwärmte für die glänzende Frau, welche noch nicht dreißig Jahre zählte; fast jeder Eleve war in sie verliebt. Ludwig von Wolzogen gedenkt eines spaßhaften Vorfalls**): „Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der

---

*) Wolzogen's Memoiren 1851, S. 4.

**) A. a. O. S. 5.

viel tolle Streiche machte, und dem deshalb die Strafanweisungen, Billets genannt, von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl las die Sündenregister, und fragte dann den unbändigen Zögling: „Sag er mir, was würd' er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?" Der Graf von Nassau, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß, und nahm ihren Arm, indem er sagte: „Komm, Fränzel, und laß' den dummen Jungen stehn!" Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden." Ueberhaupt schien er manchmal nur deshalb Strafen in ihrer Gegenwart auszusprechen, damit die Gräfin für den zitternden Eleven um deren Niederschlagung bitten konnte. Kaum läßt sich bezweifeln, daß auch Schiller für die Schutzpatronin der Akademie eine stille Leidenschaft nährte. Franziska, die Geliebte des Herzogs, war ihm eine Versinnlichung der Liebe überhaupt, und seine damaligen erotischen Lieder wurden, bewußt oder unbewußt, vorzugsweise an sie gerichtet. Solch ungeregeltes Verhältniß, wie es hier vor seinen Augen stand, mußte eine schlimme Wirkung auf Schiller's leicht entzündbare Phantasie üben. Je mehr der Luxus es umhüllte, desto mehr war es geeignet, die Sinnlichkeit emporzustacheln, und man kann ihm wohl zum Theil jene ausschweifenden Bilder zuschreiben, denen wir in seinen Poesien nun bald begegnen werden. Zuweilen fand er Gelegenheit, das Lob der Dame auch öffentlich zu verkünden. Franziska's Geburtstag, der 10. Januar, war stets ein Fest in Stuttgart,

doch mit besonderm Glanz feierte man ihn auf der Akademie und im Fräuleinstift. Schiller, dessen poetisches Talent nun bereits anerkannt war, wurde mehrere Male zum Festredner und Festdichter erwählt. Unter alten Papieren aus der Akademie entdeckte man zwei Glückwünsche, vom Eleven Schiller verfaßt, welche den gemeinsamen Titel führen: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim." Hoffmeister, der diese Poesien in seiner Nachlese (I. 17) abdrucken ließ, setzt deren Entstehung in's Jahr 1778. Zuerst bringt Schiller der Gefeierten die Huldigungen der Akademie, indem er ihrem Bilde die leuchtendsten Farben leiht:

„Ihr Anblick segenvoll — wie Sonnenblick der Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen,
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt.

So lächelt alle Welt — so scheinen die Gefilde,
Wenn Sie, wie Göttin unter Menschen geht,
Und Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet Sie — und Freudenthränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden,
Ihr Leben ist die schönste Harmonie;
Umglänzt von tausend tugendsamen Thaten,
Seht die belohnte Tugend! — Sie! —

O Freunde! laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal seyn!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweih'n."

Hierauf verkündet der galante Dichter noch die Glückwünsche der Ecole des Demoiselles, und schließt seine ehrfurchtsvolle Ansprache mit den Worten:

„Doch wenn auch das Gefühl, das unser Herz durchflossen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß,
Womit Sie, Edelste, uns übergossen,
Erröthen und erlahmen muß, —
So hebt uns doch das selige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadenvollem Blick
Auf Ihrer Töchter schwaches Opfer schauen —
Franziska stößt die Herzen nicht zurück!
Und feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Musterbild der Tugend nachzustreben."

Es klingt freilich seltsam, wenn Schiller einen Kreis erwachsener Mädchen das Gelübde ablegen läßt, sie wollten als „Musterbild der Tugend" einer Frau nachstreben, welche doch — immer Maitresse war. Aber der Herzog selbst hatte die Tugend ein für allemal zum Symbol für Franziska erklärt und niemand wagte ihm zu widersprechen. So führte man 1779 ein Festspiel auf: „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern von Göttern und Menschen, zur Ehre der besten Frau, an Ihrem Geburts-Tag, FRAU Franzisca, Reichs-Gräfin von Hohenheim, gewidmet, auf gnädigsten

Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven von der Herzoglichen Militär=Akademie auf und in Musik gesezt, und von ihnen nebst einigen Demoiselles des Erziehungs=Instituts dargestellt. Stuttgard, den 10. Januar 1779." *)

Da das Stück von Eleven aufgesetzt war, so hatte gewiß auch Schiller sein poetisches Scherflein beigetragen. Es zerfiel in drei Theile, wovon der erste „im Schloß", der zweite „im neuen Dorf" und der dritte „auf dem Parnaß" spielte. Drei verschiedene Säle wurden dazu eingerichtet; bei der zweiten Abtheilung zeigte die Dekoration einen freien Platz im Dorfe Hohenheim mit Bäumen umgeben, weit in der Ferne erblickte man das Schloß. Uebrigens war das ganze Festspiel eine höfische Schmeichelei, ohne jede höhere Bedeutung, und recht in dem beliebten Rococostyl verfaßt. Allerhand, Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyclopen, Sylvanen, Faunen, Nymphen, Poeten, Werkmeister, Musikanten und Tänzer traten darin auf, ein ziemlich buntes Durcheinander bildend. Die Demoiselles hatte man vorzüglich zu Göttinnen und Nymphen verwendet, andere Frauenrollen wurden durch Akademisten dargestellt.

Unserm Dichter war nur eine winzige Partie zugefallen. Im ersten Theil erschien „Görge, ein Bauer", und aus dem Personenverzeichniß sehen wir, daß denselben „Herr Schiller" spielte. „Sein Weib" hatte ebenfalls ein Zögling, Herr Hopfenstock, übernommen. Es kam denn also „Görge, und sein Weib mit einem Korb" in den

---

*) Der Verfasser von diesem Festspiel, welches aus 40 unpaginirten Quartblättern besteht — war Balthasar Haug. D. H.

Schloßsaal, wo sie der Anwalt mit folgenden Worten empfing:

Woher so spät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was neues mit?

Darauf antwortete Görge-Schiller vorgeschriebenermaßen:

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
Da warten wir schon ganze Stunden,
Und fragen jeden Fremden aus?
Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Hauß?
Ist unser Anwald schon herein?
Vielleicht kans gar in Stuttgard seyn?
Der eine sagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab ich ihn gefunden,
Den Haußen da, der will was anders wissen.
Fragt ihr ihn selbst.

In dieser Rolle ließ sich freilich wenig leisten, doch war auch, wie wir später sehen werden keine Ursache vorhanden, dem Schauspielertalent Schiller's schwierige Aufgaben zuzumuthen. Nächstdem mußte er geschont werden, weil er gleichzeitig auch als Festredner auftrat. Herzog Karl hatte nämlich die barocke Frage gestellt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?" Und diese Frage beantwortete Schiller am 10. Januar feierlich durch eine akademische Rede.*) Die letztere war ein beinahe tollkühner Versuch in der Rhetorik: kurze Sätze, einzelne Ausrufungen, helle Gedankenblitze, alles scharf, genial, aber chaotisch durcheinander geworfen. Schiller begann mit dem Satze: die innere Quelle der Thaten sei es, welche zwi-

*) Hoffmeister's Nachlese IV. 32.

schen Tugend und Untugend entscheide. Dann gab er ein Bild vom Märtyrertod des Sokrates:

„Ich sehe den erhabensten Geist, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte die Offenbarung Gottes ein Widerstrahl, — er hat den Giftbecher in der Hand. — Hier Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenschaften, die je eines Menschen Seele bestürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einsame Forschen erschaffener Gedanke! — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiseste. — Jetzt, o Weisheit, leite du seine entsetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Hölle — letzte — große Versiegelung seiner neuen Lehren — Leite seine entsetzliche Freiheit, scharfsehender Verstand! — Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unsterblichkeit — mächtig versiegelt seine Lehren — höchster Kampf — höchster Verstand — höchste Liebe — erhabenste Tugend! Erhabener nichts unter hohem bestirnten Himmel vollbracht!“

Solche Worte, mit dem vulkanischen Feuergeist vorgetragen, der dem Jüngling eigen war, konnten ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlen. Er kam nun zu dem Schluß: „Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit!“ woran sich dann die weiteren Sätze knüpften: „Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber kein Verschwender seiner Würde. Verschwendung beglückt nicht.“ Des Herzogs Frage mußte also verneint werden. Nach mancher Abirrung, nachdem er die Messiade und den Ossian citirt hatte, brach Schiller endlich in die Worte aus:

„Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne

haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen — Sie ist's, die liebenswürdigste Freundin Karl's! Sie, die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde — die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmendes Lob auszubrechen — nein die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der schärfste Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl! — wo hat ihm je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Fest von Franziska! — wer ist größer, der so die Tugend ausübt, oder der sie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich schweige; zu klein, Karln zu loben. Ich verhülle mich, schweige — aber ich sehe, ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie an diesem — und noch einem Feste versammelt! Ich sehe sie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! — Sie weinen — weinen um Karl — Würtembergs trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menschen!"

Welchen Beifall diese Rede fand, geht daraus hervor, daß Schiller im folgenden Jahre abermals erkoren wurde, die festliche Ansprache zu halten. Herzog Karl hatte den Stoff gegeben: „Die Tugend, in ihren Folgen beleuchtet", und Schiller löste die neue Aufgabe mit noch größerem Glück. Er entwarf ein begeistertes Bild von der Liebe, welche die ganze Geisterwelt durchdringt und ver-

knüpft, er umfaßte die Menschheit mit glühender Seele, und empfand es voraus, was er ihr werden würde. Am Schlusse sagte er dann: „So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt! — dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu seyn, dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!" *)

Die Fortschritte des jungen Redners ließen sich nicht verkennen, denn seine diesmalige Arbeit war ein schönes, ebenmäßiges Gebäude, und es wurde ihm auch eine literarische Aufmerksamkeit dafür zu Theil. Professor Haug gab im ersten Hefte des schwäbischen Magazins von 1780, S. 53, die Notiz: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal, vor dem Durchlauchtigsten Herzog und

*) Der Gräfin Franziska war eine saubere, prachtvoll gebundene Abschrift dieser zweiten Schiller'schen Festrede überreicht worden. Sie vermachte das Manuscript ihrem Verwandten, dem Reise-Marschall von Böhnen, dessen Sohn einen Abdruck davon (Amberg 1839) erscheinen ließ, wobei er aber die Entstehungszeit irrthümlich in's Jahr 1775 setzte.

Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: „Von den Folgen der Tugend."

Das Geburtsfest des Herzogs Karl, auf den 11. Februar fallend, wurde in der Akademie ebenso durch mancherlei Feierlichkeiten und Darstellungen begangen. Für diesen Zweck schrieb Schiller einst ein kleines Vorspiel: „Der Jahrmarkt" betitelt. Die Eleven führten dasselbe an dem bestimmten Tage im akademischen Gebäude auf, und es verrieth schon den genialischen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in jede Form zu wandeln wußte. *)

Diese Festgedichte und Reden waren aber auch beinahe alles, was Schiller seit 1778 auf schönwissenschaftlichem Felde producirte. Theils ernster Wille, das Versäumte nachzuholen, theils die Erfolglosigkeit der poetischen Leistungen hatte ihn zur Medizin zurückgeführt. Sein fester Charakter gab ihm die nöthige Ausdauer, auch fing er nun wirklich an die Heilkunde zu lieben, wenigstens diejenigen Zweige, deren Aufgabe es ist, die menschliche Natur durchdringend zu erfassen. In der Physiologie war Haller sein bewunderter Führer, ohne daß er darum dessen Lehrsätze blindlings anerkannte. Professor Consbruch (geb. 1736), der an der Akademie über Physiologie, Pathologie und Therapie Vorlesungen hielt, war ein Schüler des Professor Brendel in Göttingen (gest. 1758), und besaß dessen treffliche Collegienhefte: „Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis", welche erst 1792 gedruckt wurden. Schiller verschaffte sich eine Abschrift davon, und schätzte den sorgsamen

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 220.

Beobachter recht aufrichtig, doch gleichzeitig trug seine dichterische Einbildungskraft manche Gesetze in die Natur und Arzneikunst hinein, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten.*) Durch solchen thatkräftigen Uebergang hatte sich der Poetenbund gelockert, um so mehr, als zwischen Schiller und Scharffenstein eine Spaltung eingetreten war. Der Letztere legte ihm in einer treuherzigen Stunde sein poetisches Glaubensbekenntniß ab, und verbreitete sich mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte. Darauf verglich er sie arglos mit den Schiller'schen Erzeugnissen, wobei diese sehr in Schatten gestellt wurden; ja, Scharffenstein tadelte sogar diejenigen Dichtungen, welche die Freundschaft für ihn inspirirt hatte. Das traf Schiller's Gemüth; es fühlte sich durch solchen Tadel heftiger verletzt, als seine poetische Eitelkeit. Er wurde zwar nicht kalt gegen den Jugendfreund, denn kalt konnte er überhaupt nicht sein, aber er zog sich mit schmerzlicher Empfindung von ihm zurück. Dann schrieb er ihm einen langen Brief, worin sich der gewaltige Aufruhr seiner Seele malte, und das Zerwürfniß zweier Verliebten konnte nicht affectvoller ausgedrückt werden.**) Scharffenstein antwortete verweisend, daß Schiller seine Meinung falsch ausgelegt habe, doch — war es gegenseitige Trutzerei, oder war es, daß ihre Freundschaft damals mehr in heißer Phantasie, als im Herzen wohnte — genug — die Verstimmung blieb. Ohne nur noch ein Wort zu wechseln, lebten beide neben einander, bis Scharffenstein bald nach-

*) Nach Hoven und Petersen.

**) „Dieser Brief, nebst mehrern andern, ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen", sagt Scharffenstein; Morgenblatt 1837, Nr. 57.

her, im December 1778, die Akademie verließ, und als Lieutenant beim Gablenzischen Infanterie-Regiment angestellt wurde.

Der Eifer für die Medizin verband Schiller und Hoven mit mehrern Jünglingen, die sich demselben Fach gewidmet hatten. Namentlich gehörten Plieninger, Elwert, Jacobi und Liesching zu ihrem nähern Umgang, von denen die drei Letzteren Söhne würtembergischer Aerzte waren. Zwar hatten sie sämmtlich den beiden Freunden einen Vorsprung abgewonnen, aber nun eilten diese ihnen nach, wobei sie, durch medizinische Unterhaltungen mit den fleißigen Commilitonen, nicht wenig gefördert wurden. Außerdem schloß Schiller noch in den letzten Jahren eine neue herzliche Freundschaft auf der Akademie. Zu Neujahr 1779 trat Albrecht Friedrich Lempp, der hinterbliebene Sohn eines herzoglichen Rentkammerraths, dort ein. Er war ein schon erwachsener, kenntnißreicher Jüngling, dessen Einwirkung auf Schiller's Fortschritte in der speculativen Philosophie, und besonders auf sein Erfassen praktischer Grundsätze, sich bald geltend machte. Schiller sprach noch später oft und mit einer Art Cultus von ihm, auch blieben sie beide dauernd im brieflichen Austausch. Als Lempp 1784 nach London reis'te, schrieb er aus Köln an den Akademiegenossen: seine Freundschaft sei ihm das höchste Kleinod auf der ganzen Welt. Damals wollte er ihn auch bewegen, Freimaurer zu werden, und 1802 vertheidigte er die Astronomie wider Schiller's Angriffe. In dem betreffenden Briefe heißt es: „Wie die Spinne den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Kalkul sich einen Faden gesponnen, an dem er bis an's Ende des

Weltalls sich fortbewegt.“ Lempp starb 1819 als würtembergischer Geheimrath.

Während der letzten Zeit, welche Schiller auf der Akademie zubrachte, verbreitete sich deren Ruf immer mehr; es wurden Zöglinge aus Frankreich, der Schweiz und Italien, aus Holland, England, Schweden und Rußland, ja aus Amerika und Ostindien dorthin geschickt. Dies gab Anlaß zu vielseitigem Verkehr, denn niemals bildeten sich hier Landsmannschaften, wie auf andern Universitäten. Des Herzogs eignes Beispiel verhinderte jede schroffe Trennung; ihm galt der Adlige nicht mehr als der Bürgerliche, der Fremde nicht mehr als der Einheimische, der Künstler nicht mehr als der Handlungsbeflissene. Nur die trefflichsten Schüler zog er vor, und Fürstensöhne hatten keine andere Begünstigung, als daß sie mit den Rittern des akademischen Ordens, welche großentheils von bürgerlicher Herkunft waren, an demselben Tische speisen durften. Hier zählte nicht Reichthum, nicht Adel; hier wurde nur das eigene wahre Verdienst ausgezeichnet, und wir wissen bereits, daß die Söhne eines Kammerlakaien und eines Stallknechts zu den Zierden der Anstalt gehörten. Wichtiger noch als die Kenntnisse, welche die Eleven sich erwarben, war jene Geistesstimmung, die sie aus der Akademie in's Leben mitbrachten. Unbekannt mit einer chinesischen Kastenabsonderung, wie sie zur Zeit noch herrschte, hatten sie keine Idee von privilegirten Ständen, von Praerogativen des Adels vor dem Volke, des Militairs vor dem Bürger, des Gelehrten vor dem Künstler. Sie waren zu Weltbürgern erzogen, sie fühlten sich als solche, und wo die Zöglinge später hinkamen, mochte es in Würtemberg oder im Auslande sein, trugen sie bei

zur Vertilgung des eingerosteten Kastengeistes. Ueberall machten sie ihre weltbürgerlichen Grundsätze geltend, denn, wie der Stifter der Akademie, standen auch sie in dieser Hinsicht über ihrem Zeitalter.*)

Was unsern Schiller betrifft, so nahm er damals an eigentlich politischen Dingen nur einen sehr mäßigen Antheil. Der Drang nach Freiheit und Recht lag von früh in seiner Brust, und strömte glühend hervor, sobald er dichtete; das Hohelied der Völkerbefreiung klang schon in allen seinen Schöpfungen wieder, aber die äußern Thatsachen der Weltereignisse ließen ihn kalt. Die ersten Regungen des amerikanischen Freiheitskrieges hatten auf der Akademie alle bessern Köpfe in politische Parteien gesondert: einige waren Anhänger der Briten, die meisten aber feurige Freunde der Amerikaner. Schiller kümmerte sich kaum um diese große Angelegenheit, seine innerste Theilnahme hing an andern Dingen, und er las wahrscheinlich gar keine Zeitung.**) Ueberhaupt lebte Schiller, mitten im Gewimmel der Akademie, ein nach innen gekehrtes, fast einsames Leben. Unter den dreihundert Mitschülern hatte er stets nur einige vertraute Freunde, bei deren Wahl er mehr auf Herzensgüte und Charakterfestigkeit sah, als auf hohe Geistesgabe. Wen er für unzuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und konnte er nähere Berührungen nicht vermeiden, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen duldete er; gesellte sich der Dünkel hinzu, so wurden sie von ihm geneckt, während er die Beschränktheit, wo

*) Hoven's Autobiographie S. 52 u. 65 f.

**) Petersen bei Hoffmeister und Viehoff, I. 65.

sie mit Gutmüthigkeit verbunden war, gegen die Neckereien Anderer in Schutz nahm. Selten übertrat er die Gesetze der Anstalt, und wenn es ihm auch bei seiner Lebhaftigkeit, seiner angeborenen Freiheitsliebe oft schwer genug werden mochte, sich in die streng militairische Ordnung zu fügen, so gab ihm doch seine große Willenskraft die dazu erforderliche Selbstbeherrschung. Gerieth er aber dennoch mit einem der Vorgesetzten — zu welchen nicht immer die verständigsten Leute gewählt waren — in Streit, so suchte er denselben rasch durch einen witzigen oder sarkastischen Einfall abzubrechen, der seltner von jenen, als von den Mitzöglingen verstanden wurde. Schiller galt dort, und auch in späterer Zeit oftmals, für stolz, doch war er es nie; seine lange Figur, seine aufrechte, etwas steife Haltung verliehen ihm nur das äußere Ansehen des Stolzes. Eine Frau, die ihren Sohn in der Akademie besuchte, sah Schiller den Schlafsaal hinunterschreiten, und sagte: „Sieh doch! Der dort bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtemberg?“ *)

Je mehr der Ruf der Akademie sich ausbreitete, desto häufiger wurde sie von Notabilitäten aller Art besucht, und auch Kaiser Joseph II. betrat ihre Räume. Im April 1777 kam er, auf einer Reise nach Paris, durch Stuttgart, wo er nur einen Tag verweilen wollte; die

*) Hoven bei C. v. Wolzogen, u. Autobiographie, S. 127. — Abel erzählt: eine Frau, an deren Hause Schiller, nach seinem Austritt aus der Akademie, oft vorbeikam, pflegte zu sagen: „Der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre. Hoven's Mittheilung klingt indeß weit natürlicher, und die Version Abel's beruht wohl nur auf einer Verwechslung mit jenem Vorfall.

Akademie interessirte ihn aber so sehr, daß er seinen Aufenthalt noch um zwei Tage verlängerte. Er besah die Anstalt genau, prüfte deren ganze Einrichtung, und wohnte mehreren Vorlesungen voll Aufmerksamkeit bei. Die Persönlichkeit des Kaisers erschien unbedeutend neben dem stattlichen Herzog Karl, doch seine Einfachheit, seine Leutseligkeit und seine geistvollen Bemerkungen machten ihn den Eleven unvergeßlich. Noch im December desselben Jahres schickte er den Grafen Kinsky, einen tüchtigen und gelehrten General, nach Stuttgart, welcher nicht nur bei den Prüfungen zugegen war, sondern bei Disputationen sogar selbst als Opponent auftrat. Sein günstiger Bericht gab hauptsächlich die Veranlassung, daß der Kaiser die Akademie im Jahre 1781 zur Universität erhob.

Gegen Weihnachten 1779 langten zwei andre, nicht minder interessante Gäste an: der Herzog von Weimar und Goethe. Sie kamen gerade rechtzeitig, um noch die Rede zu hören, die Herzog Karl beim Schluß der Prüfungen hielt, und um der Feier des Stiftungstages, am 14. December, beizuwohnen. Goethe war schon des Morgens in der Akademiekirche, Mittags speiste er an der herzoglichen Tafel, und Abends erschien er mit seinem Fürsten in dem Saale, wo die Preisvertheilung geschehen sollte. Vor derselben wurde die übliche Festrede gehalten; Professor Consbruch, an dem die Reihe war, sprach über den Einfluß der physischen Erziehung der Jugend auf die Seelenkräfte. Hoven glaubte sich zu erinnern, daß eine Stelle aus Werther's Leiden in dem Vortrag angebracht wurde, wobei Goethe sichtbar erröthete und die Augen niederschlug *). Die Rede ist im Programm der Akademie

*) Autobiographie, S. 62.

von 1779 abgedruckt, doch ein solches Citat findet sich nicht darin. Dagegen sagte Consbruch, als er von den Folgen der Wollust sprach: „O welch ein schöner Anblick in Gottes Schöpfung ist ein Jüngling, welcher durch Tugend und reine Sitten sich in seiner natürlichen Heiterkeit und Vollkräftigkeit erhält! Ihm verlischt das Feuer nicht zu früh im Auge, ihm verbleichen die Rosen der Wangen nicht schon am Morgen des Lebens; in seiner Miene herrscht Seelenruh und ein edler Geist athmet aus allen seinen Thaten. Sehen Sie hingegen jene unglücklichen Opfer verderblicher Lüste an, wie sie am Altar des Lasters bluten" ꝛc. Diese Worte mag man vielleicht auf Werther bezogen haben. Während der Preisvertheilung stand der Herzog von Weimar, der unter dem Namen eines Barons von Wedel reiste, zur Rechten, Goethe zur Linken des Herzogs Karl, und die Zöglinge freuten sich zu sehen, wie dieser den Dichter auszeichnete. Schiller, den der Götz von Berlichingen so eben erst enthusiasmirt hatte, wurde durch Goethe's Anblick mächtig erregt. Da stand der schöngestaltete Mann nun vor ihm, mit genialischer Kraft auftretend und umherschauend. Wie gern hätte Schiller sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des Genius, der tausend Klänge in seiner Seele wach gerufen, was wären sie für ihn gewesen? Aber Goethe ging ahnungslos vorbei, denn wie konnte er denken, daß ihn hier ein Geist begrüßte, der würdig war, neben dem seinen zu stehen — daß ihm ein Herz entgegenschlug, dessen reine Freundschaft er nach Jahren erst erkennen und erwiedern sollte.

Uebrigens hatte Schiller die Genugthuung, in Gegenwart des bewunderten Mannes den Lohn seines Fleißes

einzuernten. Er erhielt einen Preis in der practischen Medizin, einen zweiten in der Materia medica und einen dritten in der Chirurgie. Bei den erstgenannten Wissenschaften concurrirte Plieninger mit ihm; sie hatten sich gleich gut bewiesen, deshalb loosten sie um den Preis, aber beide Male trug Schiller den Sieg davon. Ebenso mußte, in der deutschen Sprache und Schreibart, das Loos zwischen Elwert, Pfeiffer aus Pfullingen, Schiller und Hoven entscheiden, wobei Elwert Sieger blieb. Auch im Jahre 1778 hatte das Schicksal diesen begünstigt, als er mit Plieninger, Jacobi und Schiller, welche sich sämmtlich in der Anatomie „gleich gut" gezeigt, um den Preis loosen mußte. Es war derselbe Elwert, mit dem Schiller, fast zehn Jahre früher, von Ludwigsburg aus jene Excursion wegen der sauern Milch und der Johannistrauben unternommen hatte.

Als Anerkennung für Schiller's eifriges Studium, hatte man ihm 1779 aufgegeben, eine Probeschrift zu verfassen, um nach derselben zu bestimmen, ob er schon jetzt zur Entlassung reif sei. Da er sich das Thema selbst wählen durfte, so ergriff er einen Stoff, bei dessen Behandlung er seine Wissenschaft vom hohen geistigen Standpunkt aus durchdringen konnte. „Philosophie der Physiologie" hieß diese Dissertation; sie sollte das materielle und das Seelenleben im Menschen betrachten, sollte den Berührungen beider nachforschen, so wie den Förderungen und Störungen, welche beide durch einander erleiden. Hierzu war das Ganze nach folgendem Grundplan angelegt:

Erstes Kapitel. Das geistige Leben.

Zweites Kapitel. Das nährende Leben.

Drittes Kapitel. Zeugung.

Viertes Kapitel. Zusammenhang dieser drei Systeme.
Fünftes Kapitel. Schlaf und natürlicher Tod.

Schiller schrieb die Abhandlung deutsch, und übertrug sie dann ins Lateinische. Leider befindet sich die vollendete Arbeit nicht im Archiv der Karlsschule, und schon 1790, als Schiller seinen Vater bat, ihm das Manuscript zu verschaffen, konnte dieser den Wunsch nicht erfüllen. Aber in der Conz'schen Familie hat sich ein Bruchstück der deutschen Bearbeitung aufbewahrt *); es ist ein Theil des ersten Kapitels, in sauberer Abschrift von Schillers Hand, welche plötzlich mit einem Comma aufhört. Dieser Anfang sondert sich in folgende Abschnitte:

I. Das geistige Leben.

§. 1. Bestimmung des Menschen.
§. 2. Wirkung der Materie auf den Geist.
§. 3. Mittelkraft.
§. 4. Mittelkraft. Mechanische Kraft. Organ.
§. 5. Eintheilung der vorstellenden Organe.

System der sinnlichen Vorstellung.

§. 6. Nerve. Nervengeist.
§. 7. Die Richtung.

Das materielle Denken.

§. 8. Das Denkorgan. Materielle Phantasie. Theorie.
§. 9. Association. Anwendung der Theorien.
§. 10. Wirkung der Seele auf das Denkorgan.
§. 11. Empfindungen des geistigen Lebens.

---

*) Hoffmeister's Nachlese, IV. 43.

Alle Unterabtheilungen sind mit großer Sorgfalt durchgearbeitet; das bloße Fragment überragt an Raum und Inhalt jede Dissertation vom gewöhnlichen Schlage, und die ganze Abhandlung muß ein förmliches Buch gebildet haben. Bemerken will ich noch, daß die Paragraphen der deutschen Bearbeitung mit der lateinischen differiren, und daß auch der Inhalt beider, wenigstens zum Theil, von einander abweichend war. Der erste Abschnitt beginnt:

„Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen seyn, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sey und entworfen nach einem trefflichen Plane. So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlautend in eine Melodie, so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach' und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen, oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen.

Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der gött=

lichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sey nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, darnach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt, er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigsten Unvollkommenheiten, ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es dann gleichviel, ob ich sage: Der Mensch ist da, um glücklich zu seyn; oder: Er ist da, um vollkommen zu seyn. Nur dann ist er vollkommen, wann er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wann er vollkommen ist.

Aber ein eben so schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts anders, als die Verwechslung meiner Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen. Und diese Verwechslung ist Wollust. Liebe also macht seine Lust zu meiner Lust, seinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieser Schmerz ist Vollkommenheit, und muß also nicht ohne Vergnügen seyn. Was wäre also Mitleiden sonst, als ein Affect, gemischt aus Wollust und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmensch leidet. Wollust, weil ich

sein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Lust, daß ich sein Leiden von ihm wende."

Hier finden wir schon jenen Gedankengang ausgeprägt, den Schiller später in den philosophischen Briefen des Julius an Raphael glühender und umfassender entwickelte. Gern würde ich noch andere bedeutende Stellen der Dissertation mittheilen, doch der Raum gestattet es nicht, und wir wenden uns deshalb zu den Professoren der Akademie, die ihrem flügge gewordenen Schüler unwillig erstaunt nachblickten, als er plötzlich in alle Lüfte davonflog. Diese gelehrten Herren mußten Schiller's Arbeit prüfen und ihr Urtheil darüber aussprechen. Die betreffenden Gutachten sind in den Akten des Archivs zu Stuttgart noch vorhanden, und wir dürfen dieselben hier nicht übergehen, denn sie vervollständigen das Bild der Akademie.

Als erster Censor tritt der Chirurgien Major Christian Klein auf. Derselbe war 1741 in Stuttgart geboren, studirte zu Straßburg, Paris und Rouen, wurde 1774 als Wundarzt bei der Akademie, und bald darauf als Lehrer der Anatomie und Chirurgie angestellt. Aus seiner Kritik über Schiller's Abhandlung ragt der starre Zopf recht deutlich hervor; dieselbe ist vom 27. October 1779 datirt, und lautet: „Zweymal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn deß Verfaßers aber nicht erraten können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefärliche Hang zum beßer wißen allzuviel anklebet, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnißen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt. Dabey

ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hard und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmulatoriis handelt, greiffet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologius wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten."

Die Stelle gegen „den fleißigen Cottunium", welche den Chirurgien Major so sehr entrüstete, steht im siebenten Paragraphen der deutschen Bearbeitung. „Die Schutzkräfte des Ohrs", heißt es dort, „sind wieder die Knochen, die Ohrenhärchen, die Ohrensalbe, der Dunst. Dieser Dunst, in der Erstarrung des Todes verdickt, und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingesogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt, und hatte den Cotunni zu der irrigen Hypothese verführt, daß die Luft nicht unmittelbar auf den Nervengeist wirke, sondern mittelbar durch die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das größte Produkt der Elastizität, durch das Wasser, das am wenigsten elastisch ist, der Seele bezeichnet werde?"

Der Angriff auf Haller findet sich im neunten Paragraphen, wo Schiller von den Ideen-Associationen im Menschengeiste spricht: „Ich muß nothwendig annehmen, daß jede Idee, auch die einfachste, ihren eigenen Geistern, ihren eigenen Kanälen entspreche. Diese Kanäle haben einen bestimmten Platz, den sie so wenig verändern, als die Blutadern den ihrigen. Zudem, so muß ich nach der schärfsten Beobachtung des Herrn von Haller zugleich annehmen, daß kein Kanal mit dem andern anastomisire, sondern jeder einzeln von der äußersten Spitze im sinnlichen Organ bis an das Ende der sondernden Ader fortläuft. Nun aber sind die Associationen äußerst willkürlich, unendlich zufällig und mancherlei, und doch haben die Kanäle nur einen bestimmten Platz, und doch anastomisiren die Geister nicht. — Eben diese Schwierigkeit und noch mehr finden sich bei der Theorie von den Eindrücken. Hier ist noch das Unbegreifliche, wie ein Eindruck in Bewegung kommt, daß er der Seele eine Vorstellung macht. Ein Eindruck in Bewegung? Ich kann dies nicht weiter auseinander setzen, wenn ich meinem Leser nicht das Denken absprechen will. Freilich ist es wahr, daß mancher vermeiden wird, darüber zu denken, um die Blöße seiner Meinung nicht sehen zu dürfen, und den Anker seines Verstandes in diesem sternlosen Meer nicht vollends zu verlieren. Aber wie Haller so auf der Oberfläche schweben konnte, das begreife ich nicht. Haller ist zu groß, als daß er durch diesen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus."

Auch Professor Consbruch tadelte Schiller's Auftreten gegen die Lehrsätze berühmter Männer. Er gab am 6. November, auf Befehl des Herzogs, eine detaillirte

Kritik der Dissertation, welche sich sowohl mit dem Inhalt als mit der Latinität beschäftigte. Dieselbe ist so umfangreich, daß uns hier ein Auszug genügen muß: *)

§. 5. Quis sibi persuadebit sonum, maximum Elasticitatis productum, animae per aquam minime elasticam designari? Doch sind, wie der Autor wohl waist, in dem Innern des Gehör-Organs überall ausdünstende Gefässe, welche die Hölen und Zwischenräume mit einem wässerichten Dunst erfüllen, und wann schon die einsaugende Gefässe ihn aufnehmen, so würcken auch die ausdunstende fort. — §. 13. Quodsi Creator etc. Was hier gesagt wird, ist wizig, aber nicht physiologisch richtig. — §. 21. Dantur animalia acephala. Mir ist kein Thier ohne Kopf bekannt. — Der Verfasser sagt in diesem Paragraphen viel guthes und wohl durchdachtes, doch muß ein junger Arzt gegen den verdienstvollen Haller eine gelindere Sprache führen, oder glaubt wohl der Autor im Ernst, daß Haller alles das, was er ihm hier mit so vielem Muthe vorsagt, nicht gewußt habe? — §. 33. Partus quidem momento arcanum id anime cum corpore celebrari connubium plurima suadent. Daß die Seele erst während der Geburt in das Kind kommen solle, ist eine Meynung, die auch vor einen Dichter zu kühn wäre. Die Vermuthung, daß die Seele schon in dem ersten Keim des Kindes liege, hat freylich auch ihre Schwierigkeiten, aber sie ist doch weit wahrscheinlicher, als die Hypothese des Verfassers, und empfindet nicht die Mutter die Bewegung ihres Kindes eine geraume Zeit der Schwangerschaft? Der Verfasser sagt ferner, es seyen viele Be-

*) Man findet sie vollständig im Morgenblatt 1847, Nr. 71.

weise vor seine Meinung, er hätte also einen kleinen Verweis verdient, daß er sie der gelehrten Welt vorenthalten will. — §. 36. Cogitantes spiritus anima cogit, ut ipsi (spiritus) tremant ideas. Die cogitantes spiritus und die spiritus ideas trementes deß Verfassers gefallen mir nicht. — §. 37. Flores odoramenta cohibent sole cadente etc. Das wird aber doch nicht bey allen Bluhmen beobachtet. — §. 41. Quare frequenter sub pauperum tabernis etc. In dieser poetischen Stelle machen die Tabernae pauperum mit den mollioribus Magnatum pulvinaribus einen unschicklichen Contrast."

Zum Schlusse sagt Consbruch: „Uebrigens enthält diese Streitschrift sehr viel guthes und macht den philosophischen und physiologischen Kenntnissen des Verfassers Ehre; nur dünkt mich, es spiele an manchen Orten der Wiz zu viel, und überhaupt hätte ich mir in einer Schrifft, wo es auf deutliche und bestimmte Ausdrücke ankommt, eine weniger blühende Schreib-Art gewünscht."

Ganz in ähnlichem Sinne äußerte sich, am 8. November, der Hofmedicus Dr. Reuß: „Eleve Schiller. Dessen Aufsaz: Philosophia Physiologiae enthält den ganzen Umfang der Physiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meynungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit phylosophischen Abhandlungen, Säzen und Betrachtungen, deren Sinn aber öfters schwehrlich jemand errathen wird. Der Styl ist durchaus frey und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend, jedoch auch manche Stellen noch laconisch. Ueberhaupt zeigt sich, daß der Verfasser, nach seinen guten Gaben und Fleiß, sich bey dieser Ausarbeitung viele Mühe gegeben habe. Die Schrift aber

zum Druck zu befördern, könnte ich dessen ohngeachtet, meines unterth. unmaßgeblichen Gutachtens, niemalen vor rathsam halten."

Nachdem Herzog Karl diese Gutachten und Schillers Probeschrift gelesen hatte, schrieb er dem Intendanten der Akademie:

Hohenheim, den 13. November 1779.

Mein lieber Obrister und Intendant von Seeger.

Ich habe dessen unterthänigste Rapports vom 9ten u. 12ten dieses erhalten. Was die zwey Dissertationes des Eleven Plieninger und des Cavaliers-Sohn von Schönfeld betrift, so habe Ich sie geleßen, und beede als recht gut geschrieben in allen Betracht des Drucks würdig erachtet, dannenhero denn auch von denen Lehrern nunmehro dasjenige, was etwan darinnen noch fehlt, oder was sonst noch dabey auszusetzen wäre und worüber das Publikum etwann noch critisiren könnte, vollends ergänzt und verbessert, und solche sodann dem Druck ohne Anstand übergeben werden sollen. Die Disputation des Reinhards aber solle nicht gedruckt werden, und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon Ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu

seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.

Ich bin, Mein lieber Obrister und Intendant, deßen wohl affectionirter

Carl H. z. W.

Schiller trug sich gewiß mit der stillen Hoffnung, seine durchdachte und reich ausgestattete Dissertation werde ihm die Pforte der Freiheit eröffnen, denn eigentlich hatte er den akademischen Cursus nun absolvirt. Wie sehnsüchtig mag er die Entscheidung, die von Hohenheim kommen sollte, erwartet, und mit welchem Schrecken mag ihn des Herzogs Schreiben durchzuckt haben. Abel erzählt *): „Als Schiller's Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er, der Gewohnheit gemäß, eine, öffentlich in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Dissertation, und zwar, seiner Neigung nach, über Physiologie, jedoch so, daß neben dem Thierleben des Menschen immer dessen Seelenleben in Betrachtung gezogen wurde. Allein diese Abhandlung erhielt so starke Stellen gegen Haller, daß der Herzog, der, alles überwachend, davon Kunde erhielt, den Druck verbot, weil er es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch, auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Haller's Verdiensten herunterzusetzen sich erkühnte.“ Durch die vorstehenden Urkunden finden wir Abel's Aussage widerlegt, denn nur für die Herren Professoren lag ein Stein des Anstoßes darin, daß Schiller sich an Haller's geweihte Person vergriffen hatte. Der Herzog erkannte die Bedeutendheit seines Zöglings, und sprach es offen aus, in dessen Abhandlung sei viel Schönes

*) Hoffmeister und Viehoff, I. 74.

und Feuriges, doch eben dies Feuer wollte er noch ein Jahr hindurch „dämpfen" lassen.

Wie selten stimmen die Absichten der Menschen, auch wenn sie Fürsten sind, mit den Erfolgen überein. Herzog Karl hielt seine Akademie für eine Löschanstalt bei geistigen Feuersbrünsten, und glaubte ganz sicher, Schiller werde sich dort allmälig abkühlen, aber statt dessen schlug die Lohe nur desto wilder in ihm empor. Er sah sich ohne Ursache verurtheilt, noch zwölf lange Monate hinter den Mauern der Akademie zu schmachten, obwohl er seiner Brodwissenschaft den eisernsten Fleiß gewidmet hatte, und obwohl es hier nichts mehr für ihn zu lernen gab. Dies entflammte seinen innern Groll; ungestüm warf er sich, wie einer langentbehrten Geliebten, der Dichtkunst in die Arme, und während des zur Abkühlung bestimmten Jahres schrieb er — die Räuber. Wäre der Herzog minder vorsichtig gewesen, dann wäre das Stück, welches ihm so viel Grauen und Abscheu verursachte, vielleicht niemals entstanden. Schiller fing jetzt von neuem an, die Dichterheroen des klassischen Alterthums mit regem Eifer zu studiren. Den Homer, den er damals im Originale las, erklärte Professor Naß, und als dieser seinen Zuhörern einzelne Gesänge aus Bürger's metrischer Uebersetzung mittheilte, wurde Schiller dadurch tief und freudig erregt.*) Auch den Lehrsaal seines Landsmannes, des Professors Friedrich Ferdinand Drück, 1754 zu Marbach geboren, besuchte er gern. Derselbe war erst 1779 an die Akademie berufen worden; er hielt Vorträge über den Virgil, und Schiller benutzte die Gelegenheit sich noch einmal in den Lieblingsdichter

*) Conz, Zeitung f. d. eleg. Welt 1823, Nr. 5.

zu versenken. Da er wohl fühlen mochte, daß er sich in den äußern Formen der Poesie befestigen müsse, so übersetzte er das prächtige Sturmbild aus dem ersten Buche der Aeneide in deutsche Hexameter. Dieser Versuch ist sehr anziehend. Während Schiller den besten Willen hat, sich strengen Regeln zu unterwerfen, sträubt sein Genie sich gegen die Fessel; kaum vermag der Jüngling sein Eigenthümliches für Fremdes aufzuopfern, und oft sprudelt er über das klassische Vorbild hinweg. Diese Arbeit erschien im schwäbischen Magazin 1780, St. 11, unter der Aufschrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer. Eine Uebersetzung." *) Sie beginnt mit folgenden Versen:

Kaum entschwangen sie sich der Schau an Sicilien's Küsten,
Freude jauchzend empor in die Höhe mit rollenden Segeln,
Und durchschnitten mit ehernen Stacheln die schäumende Salzfluth,
So begann auf's neue Saturnia's ewige Wunde
Frisch zu bluten ꝛc.

Ganz eigenthümlich ist die Stelle behandelt, wo Aeolus die befesselten Winde befreit und der Sturm losbricht:

Sprach's und hastig ins hohle Gebirg den eisernen Stachel
Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschaar hervor die Orkane,
Fürchterlich aus der geborstenen Kluft, und hastig von dannen
Brausend und sausend, und ungestüm hin über Thal und Gebirge.
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler,

*) Abgedruckt in den verschiedenen Nachlesen zu Schiller's Werken.

Stürzen über den Pelagus her und rühren den Grund auf,
Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallenden Ufer.
Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der Segel,
Da entrissen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsschauern;
Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tausendgeblitze,
Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Man sieht, unser junger Poet band sich nicht eben ängstlich an den Wortlaut seines Original, denn ihm lag mehr daran, dessen Geist in möglicher Treue wiederzugeben. Hierbei unterstützte ihn die ungestüm wogende Stimmung seiner eigenen Seele, welche ihn für alles Wilderregte und Erhabene einen raschen Ausdruck finden ließ. Uebrigens war, vor dem Erscheinen des Vossischen Homer, ein solcher Uebersetzungsversuch in Hexametern durchaus nicht bedeutungslos, und Balthasar Haug fügte die Worte hinzu: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!" Im Januar 1780 fand Schiller einen recht schmerzlichen Anlaß zur Poesie. Hoven's jüngerer Bruder studirte Jurisprudenz, und wenn Schiller auch nicht in eigentlich vertrauten Beziehungen zu demselben stand, so kannte er ihn doch seit frühester Kindheit, und liebte den sanften, fleißigen Jüngling. Dieser hatte sich bereits eine so große Menge von Preisen errungen, daß ihm demnächst der akademische Orden zu Theil werden mußte. Da erkrankte er plötzlich, und starb in einem Alter von achtzehn Jahren. Nicht nur die Mitschüler und Lehrer, auch der Herzog beklagte dessen

Tod aufrichtig. Schiller dichtete bei diesem erschütternden Trauerfall seine „Leichenphantasie", welche erst in die Anthologie, später in die Gedichtsammlung aufgenommen wurde. Zumsteeg componirte das Grablied, und Schiller sendete es an Hoven's Vater, von einem Briefe begleitet, der trostbringend auf den gebeugten Mann einwirkte.*) Dies Schreiben, das früheste des Dichters, welches uns aufbewahrt blieb, ist so wichtig, so bedeutsam für seinen Seelenzustand, daß es hier vollständig Platz finden möge:

Wohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Hauptmann!

Endlich bin ich von der heftigen Bestürzung über den traurigen Abschied meines theuersten Freundes wieder zu mir selbst gekommen, und wage es, mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen soll ich dieses nun sonst thun, als gegen den Vater eines unschätzbaren Sohn's, als gegen Sie, der Sie mich am besten verstehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, frostigen Tröstungen betrüben, die nur allzusehr ein kaltes fühlloses Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn sein Verlust ist unersetzlich und für Trostgründe zu groß. Hören Sie es also noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz schon tausendmal wird gestanden haben. — Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling, aus deßen lebhafter Geisteskraft künftige Größe und

*) Hoven's Biographie, S. 53 u. 373.

Bewunderung geahndet wurde, einen Jüngling, deßen empfindungsvolles, zärtliches Herz ihm die Liebe aller Menschen erwarb, und izo durch das allgemeine Trauren derer, die ihn kannten, auf das vollkommenste gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der schönsten Hoffnungen, der schmeichelhaftesten Aussichten, und der es werth war, der Stolz seines Vaters zu seyn, und der würdigste unter uns allen war, länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden seine erbittertsten Feinde gestehen müßen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt nun seinen Freunden noch übrig? was bleibt mir noch übrig? Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, seine schönsten Hoffnungen, die Freuden seines Lebens in einem Sarge dahin tragen sehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröstlichen Vaters gerecht sind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich izt rede, zehnfach gerechter sind als aller anderer — denn ich empfand es, wie schwer es schon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen seyn, wenn dieser Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anspruch machen darf. Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und ist es izt nicht mehr? Ist er zu bedauren, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar diese Fragen einem geschlagenen Vater, deßen Seelenleiden ich freylich niemals nachempfinden kann, aber ich mache sie auch einem Weisen, einem Christen, der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiser Rathschluß über uns waltet. Was verlor er, das er nicht dort unendlich wieder ersezt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig

wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch die Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Plane scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit sagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben, er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge." So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

Bester Vater meines geliebten Freund's, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinsprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es ist eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung schöpfen mußte; tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frey sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich immer mehr von meiner Zufrieden=

heit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu seyn. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig seyn, so aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.

Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber schon freut sich ein zweyter, die doppelte süße Pflicht zu tragen, und dieser allein war es auch würdig, die Stelle des Entrissenen zu ersetzen. Er fühlt, was er Ihnen schuldig ist, er strengt alle Kräfte seines Geistes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leisten, als ich meinem Vater jemals versprechen kann. Weinen Sie über den Verlust des würdigsten Jünglings, weinen Sie, denn er ist alles werth — doch vergessen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf keck sagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verscharren.

Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu trösten, da ich selbst noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Trostes aus Ihrem eigenen vortrefflichen Herzen und aus der Religion schöpfen können, und was ich hier sagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es giebt ja eine Welt, wo die Getrennten sich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wiederum umarmen, dort werd' ich Freudenthränen

weinen am Halse meines theuren werthen Freundes. Stets soll mir sein Andenken heilig seyn, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweyten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollt' ich stolz auf mich selbst seyn. Aber es soll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause in ewige Gewogenheit und Freundschaft, und wünschte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborener Herr, hochzuverehrender Herr Hauptmann

Dero gehorsamster Sohn

F. C. Schiller.

Stuttgart, den 15. Janr. 1780.

Aus diesen Zeilen athmet ein Feuerhauch, der durch starre Normen von außen, in den tiefsten Schacht des Jünglingsherzens zurückgedrängt worden war. Die lange Abgeschiedenheit von allen freundlichen Eindrücken des Lebens, hatte ein Grauen vor dem Leben in Schiller erweckt, und trübe Melancholie drohte seinen Geist zu übermannen. Er mußte die glühende Lava des Wehegefühls ausströmen, wenn sie das Gefäß nicht zertrümmern sollte. Es war Weichheit, Kindlichkeit und poetischer Glaube genug in ihm, um sich durch Vermittlung der Dichtkunst aus solchem entnervenden Trübsinn zu erheben, aber für seine heiße, titanische Gedankenfülle mangelten ihm Stoff und Form. Noch schwebte sein Genius unklar über dem Chaos, welches nur von einem mächtigen „Fiat!“ berührt werden durfte, damit sich eine große, lebensvolle Welt gestalte.

Das Drama bildete Schiller's innersten Beruf, und wenn er sich dessen auch für jetzt nicht völlig bewußt war, so klammerte er sich doch bei jeder Gelegenheit brünstig daran. Bisher hatte es in Stuttgart nie ein stehendes deutsches Theater gegeben. Was man dort vom Schauspiel kannte, waren französische Operetten oder Comödien, welche der Sprachmeister Uriot leitete, während Zöglinge aus der Akademie und der Ecole des Demoiselles sie aufführten. Erst im Jahre 1780, als die Eleven, die sich der Bühne gewidmet hatten, herangewachsen waren, sah man sich genöthigt, auch deutsche Stücke darzustellen. Schiller lebte und webte nun bereits so sehr in der dramatischen Welt, daß ihn die Lust anwandelte, sich selbst einmal als Schauspieler zu versuchen. Am 11. Februar 1780 wollten die Akademisten das Geburtsfest des Herzogs durch Aufführung eines Schauspiels begehen. Die Wahl des Stücks, die Vertheilung der Rollen und andere Anordnungen wurden Schiller'n überlassen. Er wählte Goethe's Clavigo und für sich selbst die Titelrolle des Stücks.*) Und wie trat er auf, wie spielte er? Ohne alle Uebertreibung darf man sagen — abscheulich. Was rührend und feierlich sein sollte, war kreischend, strotzend und pochend; Innigkeit des Gefühls und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit

*) Das folgende grelle Gemälde gab Petersen, als Auszug „aus einer noch ungedruckten Schrift", im Morgenblatt 1807, Nr. 57, und berief sich dabei auf das Zeugniß vieler noch lebender Einwohner Stuttgart's. — Vergl. den Aufsatz im Freimüthigen 1805, Nr. 220.

Beaumarchais, wo der Dichter vorschreibt: „Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel", fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen.

Die bloße Reproduction des Vorhandenen genügte indeß dem jungen Dichter nicht; er wollte selbst tragische Gebilde schaffen. Schon früher hatte sein Freund Hoven ihn auf eine Erzählung aufmerksam gemacht, welche sich nach dessen Meinung trefflich zum Drama eignete.*) Dieselbe stand in Haug's schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, Stück I. S. 30 ff. und als Verfasser nannte man den gefangenen Schubart.**) Es wird nicht überflüssig sein, das Ganze hier mitzutheilen:

Zur Geschichte des menschlichen Herzens.

„Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden; so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gäbe. Von uns armen Teutschen lies't man nie ein Anekdötchen, und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen, und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt. Allein, wann man die Charaktere von seiner Nation abziehen will; so wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutsche haben, wo jeder

*) Hoven's Biographie, S. 55.

**) Der Freimüthige 1805, Nr. 221.

treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröfnen kann.

An Beyspielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform, der Zustand eines Teutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben, und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Britte. Wann wir einmal teutsche Originalromane und eine Sammlung teutscher Anekdoten haben; dann wird es den Philosophen leicht werden, den Nationalcharakter unserer Nation bis auf die feinsten Nüanzen zu bestimmen. Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; sondern auf teutschem Grund und Boden eröfnet.

Ein B....... Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm, war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selber und gegen Andere, wann sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein misantropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes

und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines catonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karl's Muthwillen fast in der Galle erstickte.

Beede Brüder kamen auf das Gymnasium nach B......., und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrer des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings. Wilhelms strenge Sitten litten auch auf der Universität keine Abänderung, aber Karl's heftiges Temperament ward vom Strom ergriffen, und zu manchem Laster fortgerissen. Er ward ein Anbeter der Cythere und ein Schüler des Anakreon. Wein und Liebe waren seine liebste Beschäftigung, und von der Wissenschaft nahm er nur so viel mit, als er flüchtig erhaschen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen stehen, und über jeden Anblick des Schönen in platonisches Entzücken gerathen. Der strenge Wilhelm bestrafte ihn, schrieb sein Laster nach Hause, und zog ihm Verweise und Drohungen zu. Aber Karl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und seine Verschwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studirende versenkte ihn in Schulden, die so hoch anschwollen, daß sie nicht mehr verborgen werden konnten. Dazu kam noch ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters entzog, und ihn in die Verlegenheit setzte, bey Nacht und Nebel die Akademie zu verlassen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn, und kam ihm wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand.

Der Lärm der Trommel schreckte ihn von seinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er

ward ein Preuße, und die Schnelligkeit, womit Friedrich sein Heer von einem Wunder zum andern fortriß, ließ ihm nicht Zeit, Betrachtungen über sich selber anzustellen. Karl that immer brav, und wurde in der Schlacht bey Freiberg verwundet. Er kam in ein Lazareth; ein Extract des menschlichen Elends schwebte hier immer vor seinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Röcheln der Sterbenden und der brennende Schmerz seiner eigenen Wunde zerrissen sein zärtliches Herz, und der Geist Karl's richtete sich auf, sah mit ernstem Unmuth auf seine Laster herab, verfluchte sie, und dieser Karl entschloß sich, tugendhaft und weise zu werden. Er hatte sich kaum etwas erholt, so schrieb er den zärtlichsten Brief an seinen Vater, und bemühte sich, durch das offene Geständniß seiner Laster, durch das traurige Gemälde seines Unglücks, durch Reue und ernste Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umsonst! der strenge Wilhelm unterschob seinen Brief, und Karl erhielt keine Antwort.

Es ward Friede, und das Regiment, worunter Karl stand, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Karl's Herz! doch ohne sich lange der unbarmherzigen Welt zu überlassen, entschloß er sich, zu arbeiten. Er vertauschte seine Montur mit einem Kittel und trat bey einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines Vaters, als Knecht in Dienste. Hier widmete er sich mit so vielem Fleiß dem Feldbau und der Oekonomie, daß er das Muster eines fleißigen Arbeiters war. In müßigen Stunden unterrichtete er die Kinder seines Bauern mit dem besten Erfolge. Sein gutes Herz und seine Geschicklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja, er wurde unter dem Namen des guten Hansen, auch seinem Vater

bekannt, mit welchem er oft unerkannt sprach und mit Beifall belohnt wurde. Einstmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von Ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel?“ sagte der Vater, als er die Augen aufschlug.

Kein Engel, erwiederte Hans, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist.

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! — Aber sage mir Hans, hast du die Mörder alle getödtet?“

Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben.

„Laß ihn herkommen.“

Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade, und spricht schluchzend: Ach, gnädiger Herr, nicht ich! Ein Anderer! — Ach — dürft' ich hier ewig verstummen! Ein Anderer!

„So donnere den verfluchten Andern heraus,“ sprach der Edelmann. Wer ist denn der Mitschuldige dieses Mordes?“

Ach, ich muß es sagen. — Der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte sich auf diese

verfluchte Weise in den Besitz ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder ist Wilhelm!

„Wilhelm?“ sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu, und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindlichkeit, erhob der Vater die brechenden Augen, und schrie im Tone der Verzweiflung: Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —“

Ja, er lebt noch! schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. Er lebt noch, und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters. Ach, kennen sie mich nicht! Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu sein! Aber kann Reue, können Thränen —

Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und beede verstummten. Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen.

„Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel?“ sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen.“ Aber Karl stammelte nichts; als: bester Vater! und blieb an seinem Busen liegen.

Nachdem der Sturm der Leidenschaft vorüber war,

so erzählte Karl dem Vater seine Geschichte, und beede überließen sich alsdann der Freude, einander wiedergefunden zu haben.

„Du bist mein Erbe", sagte der Vater, „und Wilhelmen, diese Brut der Hölle, will ich heute noch dem Arme der Justiz überliefern."

Ach! Vater, sagte hierauf Karl, indem er sich auf's neue zu den Füßen des Vaters warf. Vergeben sie ihrem Sohne! Vergeben sie meinem Bruder!

„O welche Güte des Herzens!" rief der entzückte Vater aus. Deinem Verleumder, der, wie ich erst kürzlich in seinem Schreibpulte fand, deine Briefe vor mir verbarg, diesem Ungeheuer, der in sein eigenes Blut wühlte, kannst du vergeben? Nein, das ist zu viel! doch will ich den Bösewicht den Bissen seines Gewissens preisgeben. Er soll mir aus den Augen, und seinen Unterhalt deiner Güte zu danken haben.

Karl kündigte seinem Bruder dies Urtheil mit den sanftmüthigsten Ausdrücken an, und machte ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus. Wilhelm entfernte sich, ohne viel Reue zu äußern, und wohnet seit der Zeit in einer angesehenen Stadt, wo er und sein Hofmeister das Haupt einer Sekte sind, die man die Sekte der Zeloten heißt. Karl aber wohnet noch bey seinem Vater, und ist die Freude seines Lebens und die Wollust seiner künftigen Unterthanen.

Diese Geschichte, die aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammengeflossen ist, beweis't, daß es auch teutsche Blefil und teutsche Jones gebe. Nur schade, daß die Anzahl der ersteren so groß unter uns ist, daß man die andern kaum bemerkt. Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens

hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das trügerische Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwischt, und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet."

— Schon im Jahre 1777, wo Schiller's Genius überhaupt die Flügel kräftiger zu regen anfing, hatte er die dramatische Ausführung dieses Stoffs begonnen.*) Das Stück war aber damals nicht weit vorgerückt, und der Entschluß, sich einige Jahre ganz den medizinischen Studien hinzugeben, brachte eine große Lücke in dessen Vollendung. Jetzt machte sich Schiller mit frischem Muth, mit erhöhter Kraft an's Werk; der Plan war ihm nicht fremd geworden, er trug ihn ja in der Brust, wenn er an Krankenbetten wachte, und wenn er im Anatomirsaal den menschlichen Körper zergliederte. Immer lebendiger traten die Gestalten des Drama's vor ihn hin, und im Jahre 1780 schrieb er die tosende, wirbelnde Ideenfülle nieder, die er inzwischen aufgesammelt hatte.

Wir können aus der obigen Erzählung leicht ermessen, was Schiller im Stoffe fand, und was er aus seiner Innerlichkeit nahm. Der alte Graf und sein Sohn Karl waren vorhanden, und Wilhelm wurde nach Franz von Pazzi umgetauft. Amalia, das einzige weibliche Wesen des Stückes, ging ganz aus seiner Phantasie hervor, doch benutzte er wohl dabei die Zeichnung der Camilla Cafarelli, welche er einst für das Trauerspiel „Julian von Medici"

*) Petersen bei Hoffmeister und Viehoff, I. 77. — Uebrigens that Hoffmeister sehr unrecht, die Sage, daß Schiller eine Erzählung im schwäbischen Magazin zu den Räubern benutzt habe, nach den „bewährtesten Zeugnissen", für ungegründet zu erklären.

entworfen hatte. Schiller wußte ja vom Frauenherzen noch so wenig, das Charakterbild mußte deshalb skizzen- und schattenhaft genug sein, um für Amalia wie für Camilla, für die Deutsche, wie für die Italienerin zu passen. Auch Hermann, der sich, um seiner eigenen Rachsucht willen, zu Franzens Werkzeug hergiebt, war dort als Bernhard Bandini bereits aufgetreten, und den edlen Pastor Moser nahm Schiller aus den Erinnerungen seiner frühen, glücklichen Kindheit.

Die Grundzüge der Gemüthsart beider Brüder lagen im Stoff, doch der heuchlerische, heimtückische Franz empfing als Mitgift noch eine furchtbare Ernte aus Schiller's psychologischen und anatomischen Studien. Karl sehen wir schon als einen leichtsinnigen, heißblütigen, innerlich guten Menschen; wegen eines Duells muß er die Universität bei Nacht und Nebel verlassen; er schreibt dem Vater einen zärtlichen Brief, um durch aufrichtige Reue dessen Vergebung zu erringen; Wilhelm aber unterschlägt das Schreiben, und will den Alten tödten lassen. Das ist alles wie in den Räubern. Hoven's Idee war es gewesen, in diesem Schauspiel darzustellen, wie das Schicksal oft auf den schlimmsten Wegen zur Erreichung guter Zwecke hinführe. Schiller dagegen machte die Räuber zum Mittelpunkt, oder, wie er sich selbst ausdrückte: „zur Parole des Stückes." *)

Jean Jacques Rousseau hatte den einfachen Naturmenschen mit dem überfeinerten Europäer zusammengestellt; er hatte bewiesen, daß aus Eigenthum und Reichthum immerdar Ueppigkeit, Herrschsucht und Willkür, die Quellen

*) Hoven's Biographie,, S. 56.

des tausendfältigen Elends, entspringen. Mit innerstem Entsetzen vor dem gleißnerischen Getriebe der großen Welt, wo er jedes reine Naturgefühl zum Spotte werden sah, rief er seinen Brüdern zu: „Kommet in die Wälder und werdet Menschen!“ Plutarch hatte am liebsten erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt; der Räuber Roque im Don Quichote war, trotz des wilden Handwerks, das er führte, ein edler, ehrenwerther Mann, und auch Karl Moor sollte sich an die Spitze einer Räuberbande stellen. Nur so konnte Schiller die pressenden Qualen aushauchen und den ernsten, erhabenen Zorn, welche seine Seele zermalmten. Nur so war es möglich, dem Trauerspiel jenen sittlichen Kern zu geben, den es wirklich besitzt, und der so selten erkannt wird, weil er aus einer andern Masse besteht, als die alltägliche platte Moral der Schule darbietet. Der unvertilgbare Freiheitstrieb des Menschenherzens — die Sehnsucht nach einem höheren, edleren Recht, als es die kalten Worte eiserner Gesetzbücher verkünden — die glühenden Thränen um eine gestohlene Unschuldswelt — das sind die Pulsadern dieser gewaltigen Dichtung. Nicht etwa der würtembergische Raubgesell Friedrich Schwan, von dem damals häufig die Rede war, hat Karl Moor zum Räuber gemacht*), sondern Plutarch, Rousseau und die Kerkerpforten der Akademie.

Schiller arbeitete das Ganze nicht in streng geordneter Reihenfolge; es entstand, mitten unter der Beaufsichtigung, hier ein Monolog, dort eine Scene. Wohl lag der Grundplan vor seinem Geist, aber vieles wurde ergänzt, verändert oder verworfen, ehe das gigantische Werk sich

*) So berichtet Abel, bei Hoffmeister und Viehoff, I. 78.

vollendete. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in nächtiger Stille besonders angeregt war, oft für krank aus, um in dem Krankensaale die Vergünstigung einer Lampe zu genießen; er wollte wenigstens bei Nacht sich selbst leben, da der Tag es ihm nicht gestattete. In dieser Lage wurde das Schauspiel zum großen Theil niedergeschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, auf dem sie gelegen hatten, erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft.*)

Eine solche Umgebung und Stimmung war ganz geeignet, den Ursprung mancher grellen, unförmig genialischen Scene zu begünstigen. Dazu gehörte auch folgende Situation: Als Franz Moor seinen Vater hat in den Thurm werfen lassen, und Amalia seine Liebesbewerbungen noch immer voll Abscheu zurückstößt, kommt in den Räubern (Akt III. Scene 1) die Stelle vor:

Franz. Noch weis ich Mittel, die den Stolz eines einbildischen Starrkopfs so hübsch niederbeugen können — Kloster und Mauren!

Amalia. Bravo! herrlich! und in Kloster und Mauren mit deinem Basilisken-Anblick auf ewig verschont, und Musse genug, an Karln zu denken, zu hangen. Willkommen mit deinem Kloster! auf auf mit deinen Mauren!

Nach dem ursprünglichen Entwurf hatte Franz das Mädchen dann wirklich in ein Kloster gesperrt. Karl Moor entdeckt es; er läßt das geweihte Asyl von seiner Bande

---

*) Christophine Reinwald, bei Caroline v. Wolzogen.

umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten voll Todesangst zur Mutter Gottes, als Karl sammt den Räubern in ihre Mitte tritt. Der Geliebte steht der Geliebten gegenüber, und fordert sie als sein Eigenthum zurück. Man will sie ihm weigern, doch er droht, vom furchtbaren Zorne bewegt, bei dem geringsten Widerstande die ganze Kirche auf Einen Wink in ein Bordell umzuschaffen. Dieser Auftritt soll gräßlich gewesen sein, und Schiller ließ sich nachmals durch die Kritik seiner Freunde bewegen, ihn auszutilgen. *) War nun, trotz aller Ueberwachung, auf die geschilderte Weise eine neue Scene im Krankenzimmer erbeutet worden, dann deklamirte der Dichter sie sogleich frisch seinen Genossen, an welchem Orte des weitläuftigen Gebäudes er gerade mit ihnen zusammentraf. Ein um so größerer Jubel begrüßte jede Stelle, je leidenschaftlicher sich darin die Indignation aussprach, in der man sich gegenseitig bestärkte. Auch ließ der Verfasser sich zuweilen von den Freunden einzelne Auftritte vorlesen, um deren Eindruck besser empfinden zu können. **) Manche Räubernamen, z. B. von Mohr und Schweizer, sind von Zöglingen der Akademie entlehnt, während andere als geistige Modelle zu den Charakteren benutzt wurden. Selbst Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, womit ein Eleve, dessen schlechte Gesinnung Schiller tief verachtete, oft zu prahlen pflegte. ***)

Diese jungen Leute waren fast sämmtlich vom schwan-

---

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 220.

**) Petersen.

***) Abel, bei Hoffmeister und Viehoff, I. 80.

kenlosesten Freiheitsdrang erfüllt, und redeten in jener wilden Kraftsprache, welche wir bei Schiller's Räubern wiederfinden, nur daß er den Ausdruck seiner eignen energischen und reichen Jünglingsseele darüber hauchte. So sind die Räuber ein unvergängliches Denkmal geworden, worauf Schiller's Leben in der Akademie mit Lapidar- und Feuerschrift geschrieben steht.

Als die Räuber fertig waren, mußte Schiller an die Vollendung einer neuen Dissertation denken. Auch diesmal ließ man ihm die Wahl des Stoffes, und er sprach sich darüber in folgenden Zeilen aus:

Themata zu einer Streitschrift.

Ich kenne kein Thema aus der Medizin, das sich nicht ganz auf Erfahrung gründete. Folgende Materien sind aus dem philosophischen und physiologischen Fach, und dieses ganze Jahr der hauptsächlichste Gegenstand meines Studirens gewesen, daß ich etwas erträgliches davon versprechen kann.

I. Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen.

Die erste läßt sich sehr physiologisch abhandeln.

Eleve Schiller.

Das erstgenannte Thema wurde als zulässig bezeichnet, aber weil man von Schiller wieder eine gewisse Ueberschwenglichkeit in der Ausführung besorgen mochte, so gab man ihm auf, daneben noch eine streng medizinische Dissertation: „Ueber den Unterschied der entzündlichen und

Faulfieber" zu verfassen. Dieselbe mußte lateinisch geschrieben werden, und Schiller behandelte den uninteressanten Fachstoff ziemlich obenhin. Seine Arbeit selbst ist nicht mehr vorhanden, doch findet sich in den Akten der Akademie ein Gutachten der Professoren Reuß, Consbruch und Klein, vom 17. November 1780, worin die Schrift beurtheilt wird:

„Den Gnädigsten Herzoglichen Befehl in Unterthänigkeit zu befolgen, wollen wir hiermit unterthänigst melden, daß nach unserm unmasgeblichen Erachten die Streitschrift des Eleven Schiller: de differentia febrium inflammatoriarum et putridarum, auf das bevorstehende Examen nicht könne gedruckt werden, da der Verfasser, wie man überall bemerken kann, wenige Zeit auf die Verfertigung dieser Schrifft verwant, und deßwegen eine solche Veränderung damit vorgenommen werden mußte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beynahe gleich käme, wozu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre. Dieses nun wollten hiermit in tiefster Unterthänigkeit bezeugen."

Alle Sorgfalt, welche Schiller der ihm aufgenöthigten Probeschrift entzogen hatte, wendete er im reichsten Maße an seine Abhandlung: über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Diese hatte keinen andern Zweck, als zu beweisen, daß der menschliche Geist unter der Abhängigkeit des Körpers stehe, aber dieser einfache Satz wurde mit einem wahren Aufwand von Scharfsinn und Originalität entwickelt. Als rother Faden zieht sich durch das Ganze der leitende Gedanke hin: „der Körper ist der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit der erste Leiter zur Vollkommenheit." Die Lauraoden, welche uns bald begegnen werden, sind eine poetische

Illustration dieser Ueberzeugung, welche sich dem Jüngling, obwohl er so gern in Idealen schwelgte, zwischen den engen Mauern der Akademie, am Krankenlager und Anatomirtisch aufgedrängt hatte. Höchst merkwürdig ist es, wie Schiller, zum Beweise einzelner Paragraphen, seinen Lieblingsdichter Shakespeare citirt, indem er nun bereits den hohen Psychologen und Physiologen erkannte; z. B. „Ich muß Leute um mich haben, die fett sind", sagt Cäsar, Leute mit runden Backen, und die des Nachts schlafen. Der Kaßius dort hat ein hageres, hungriges Gesicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute sind gefährlich."

Aber auch Schiller's eigenes Schauspiel wurde angeführt; es dünkte ihn nicht zu schlecht, in solcher Nachbarschaft zu stehen, denn er wußte ja, welch tiefe Geheimnisse der Seelenkunde darin ausgestreut lagen. Nennen durfte er es hier freilich nicht, denn jedem Zögling war verboten „ohne gnädigste Erlaubniß, bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung", irgend etwas drucken zu lassen. Aber Schiller hatte seinen Freunden im Scherz versprochen, gewiß eine Stelle aus den Räubern in die Dissertation einzuschalten*), deshalb citirte er sie S. 26 als ein englisches Stück: „Life of Moor. Tragedy by Krake. A. V. Sc. 1."**)

Schiller sagte in der Abhandlung: „Der von Freveln schwer gedrükte **Moor**, der sonst spizfindig genug war, die Empfindungen der Menschlichkeit durch Skeletisirung der Begriffe in nichts aufzulösen, springt eben izt bleich, athemloß, den kalten Schweiß auf seiner Stirne, aus einem

*) Der **Freimüthige** 1805, Nr. 221.

) Die Monatsschrift **Isis, Jahrg. 1805, nahm hieraus Veranlassung, die Räuber für eine Uebersezung aus dem Englischen zu erklären.

schrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingesaugt und als Mann obsopirt hatte, haben den umnebelten Verstand unter dem Traum überrumpelt. Die Sensationen sind allzuverworren, als daß der langsamere Gang der Vernunft sie einholen und noch einmal zerfasern könnte. Noch kämpfet sie mit der Phantasie, der Geist mit den Schreken des Mechanismus. —

Moor. Nein, ich zittere nicht. Wars doch ledig ein Traum — die Todten stehen noch nicht auf — Wer sagt, daß ich zittere und bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wohl.

Bedienter. Ihr seyd todesbleich, eure Stimme ist bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen. Sage du nur, wenn der Priester kommt, ich habe das Fieber.

Bedienter. O, ihr seyd ernstlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, das ists alles; und Krankheit verstöhret das Gehirn, und brütet tolle, wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch und Träume bedeuten nichts. — Ich hatte so eben einen lustigen Traum — (Er sinkt ohnmächtig nieder.)"

Diese Stelle ging, beim Druck der Räuber, mit ganz geringen Abänderungen darin über. Noch einmal wird das Stück citirt, wo es in der Dissertation heißt: Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen, und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüste ruinirter Mensch wird leichter zu Extremis

gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund erhält. Diß ist eben ein abscheulicher Kunstgrif derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ — Spiegelberg äußert nämlich, Akt II. Scene 3, als er eine große Anzahl Räuberrekruten mitbringt: „Du führst ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menschern ein, verwickelst ihn in Schlägereyen, und schelmische Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und Gewissen, und gutem Namen bankrut wird, denn incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst.“

Aber nicht allein die Räuber spielten eine Rolle in Schiller's medizinischer Abhandlung, sondern auch der Plan zu seinem folgenden Trauerspiel wurde darin angedeutet. Wenigstens heißt es S. 32:

„Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dörffen glaubte.“

Die vollendete Dissertation wurde wieder dem Richterkleeblatt Reuß, Consbruch und Klein vorgelegt, welche am 16. November nachstehenden Urtheilsspruch darüber fällten:

„In unterthänigster Befolgung des Herzoglichen Gnädigsten Befehls, haben wir des Eleven Schiller's Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, genau durchgegangen, und darbey besonders auf diejenige Stellen gesehen, welche sowohl physiologischen als psychologischen Inhalts sind. Wir loben den Verfasser darüber, daß er ein so schwaches Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein guthe Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat. Jedoch fanden wir einiges, worüber wir mit

dem Autor nicht gleicher Meinung seyn können. Gleich Anfangs (§. 1.) eiffert er über die Partheylichkeit der Philosophen, wovon die mehrste den Körper als den Kerker des Geists vorstellen, andre hingegen alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbeßerung seines Körpers versammelen. In der Folge aber ist der Autor selbsten nicht unpartheyisch genug, und zu viel wider die erstere Meinung eingenommen.

§. 9. dünkt uns dieser Saz zu allgemein: „Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistiger Schmerz jederzeit thierische Unlust zur Begleiterin." — Was der Verfaßer §. 10 versichert, können wir ihm nicht so ganz glauben. Er sagt: „Also ist wenigstens die Möglichkeit anschauend deutlich, wie die Geschäffte des thierischen Lebens mit der Seele zusammenhängen." — §. 11. „Der Zustand der grösten Seelen-Lust ist zugleich der Zustand der grösten körperlichen Gesundheit." Dieses läßt sich gewiß nicht allgemein sagen. Wer offt mit Kranken umgeht, wird finden, daß nicht selten die Seele des Menschen in den traurigen Augenblicken, wann sich der Körper seiner Auflösung nähert, unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die seelige Ewigkeit empfindet.

Der große Haller wußte dieses Wonne-Gefühl des sterbenden Christen als einen starken Beweis vor die Unsterblichkeit der Seele zu benuzen. — §. 14. „Die erhöhteste Gesundheit des Körpers beschleunigt seine Auflösung so sehr als die hefftigste Krankheit." Dieses ist offenbar zu viel gesagt; dann obschon die vollkommenste Gesundheit großen Gefahren ausgesetzt ist, so muß man doch bekennen, daß zum Exempel der Brand die Auflösung des Körpers ungleich schneller beschleunigt, als der vollkommenste Zustand seiner festen und flüßigen Theile.

Uebrigens können wir nicht unterlaßen, auch noch anzumerken, daß der Verfaßer manchmal zu viel von seiner Einbildungskrafft fortreißen läßt. Daher jene poetischen Ausdrücke, welche so offt den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen. Wir wollen zum Beyspiel nur einige dergleichen Stellen anführen: §. 5. „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur.“ *) — §. 7. „Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang ꝛc.“ **) — „Dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürkenden Merkur. — Und am Ende des nehmlichen Paragraphen: „So hat uns die Pest einen Sydenham geboren“. ***) Bey allem diesem dünkt uns, daß, wann die nöthige Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrifft des Drucks würdig seye.“

Auch Professor Abel, dessen Vorlesungen über Psychologie Schiller mit reger Theilnahme verfolgt hatte, mußte die Dissertation von seinem Standpunkt aus kritisiren, und er sagte bei dieser Gelegenheit: „Die Abhandlung des Eleven Schiller hat manche gute Stellen, aber zugleich auch viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Säze; doch scheint sie mir nach vorgenommenen Veränderungen in jenen Säzen des Drucks nicht unfähig.“

---

*) Beim Druck (§. 9): „tönender Goldklang auf die Laute der Natur.“

**) Diese Stelle ist später fortgeblieben.

***) §. 11: „Da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtigwirkenden Merkur.“ — „Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame.“

Nachdem also die Abhandlung gehörig censirt war, ging sie in die Druckerei, eine Anerkennung, die nur ausgezeichnetern Probeschriften zu Theil ward. Sie führte nun den vollständigen Titel: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung welche in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht, während den öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friderich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie. Stuttgard, gedruckt bei Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrucker.“ 4to. 8 Seiten und 44 Seiten.

Diese Dissertation, das erste Werk Schiller's, welches in die Oeffentlichkeit kam, wurde von der Wissenschaft nicht ganz übersehen. Die „gothaische gelehrte Zeitungen“ 1781, St. 15 und Beilage, lieferten eine Uebersicht von zwölf Schriften, die aus der Militair-Akademie hervorgegangen waren, als rühmliche Zeugnisse „von dem Fleiße und der Einsicht, sowohl der Lehrer als der Zöglinge dieser Anstalt.“ Auch Schiller's Opus gehörte hierzu, und dessen Inhalt wurde (S. 124 f.) in pragmatischer Kürze mitgetheilt. Schiller selbst behielt in spätern Jahren nur noch ein historisches Interesse dafür; er bat 1790 seinen Vater, ihm die Probeschrift zu senden, weil er sie als einen Beleg für die Geschichte seines Geistes besitzen möchte. Auch in die Sammlung der prosaischen Schriften nahm Schiller dieselbe nicht auf, weshalb man 1811 in Wien eine „neue unveränderte Ausgabe“ des Büchleins in Octavform erscheinen ließ. Als ehrenvolle Erinnerung

für den Arzt und Dichter, gab Fr. Nasse's „Zeitschrift für psychische Aerzte. Leipzig 1820. Heft 2" einen Abdruck davon, der in der Neuen Berlinischen Monatsschrift 1821. Heft 12, wiederholt wurde. Da man inzwischen erkannt hatte, wie wichtig die Abhandlung sei, um Schiller's Entwicklungsgang zur klarern Anschauung zu bringen, so ist sie seit 1838 in die Cotta'sche Ausgabe seiner Werke aufgenommen worden.

Nur die Zueignung an den Herzog Karl, vom 30. November 1780, blieb dort hinweg, doch enthält sie einzelne Stellen, welche mindestens eine biographische Bedeutung haben. Schiller beginnt: „Ich sehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunsch erfüllet, **Euer Herzoglichen Durchlaucht** für die höchste Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich schon acht Jahre in dieser ruhmvollen Stiftung zu geniessen das Glük habe, öffentlich auf das kindlichste danken zu dörffen. Die weisesten und vortreflichsten Anstalten, welche **Höchstdieselbe** zur Aufklärung unseres Verstandes und zu Verfeinerung unserer Empfindungen getroffen haben; die würdigen und Einsichtsvollen Lehrer, welche **Höchstdieselbe** mit dem durchdringenden Auge eines Menschenkenners aus der gemeinen Klasse der Gelehrten herausgeforscht, und zu den glüklichen Werkzeugen des grossen, unsterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürsten, der Seine Grösse darein sezt, ein Lehrer unter Seinen Schülern — ein Vater unter Seinen Söhnen zu wandeln; — Der Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen, in denen ich die Weege einer höhern Vorsicht bewundre, haben den Grund zu dem Glük meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine

eigene Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen."

Ueber den Inhalt seiner Schrift äußert Schiller: „Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie: Diese leihet jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieses Jahr mit beiden bekannter zu machen gesucht; diese wenigen Blätter seyen die Rechtfertigung meines Unternehmens; sie seyen **dem Stifter** meines Glüks geheiligt. Aber die Nachsicht des Vaters beschüze diesen schwachen Versuch vor den gerechten Forderungen des Fürsten."

Es scheint fast, als wäre dem jungen Arzte die Vertheidigung seiner Dissertation ganz erlassen worden, denn im Programm der Akademie für 1780, worin doch alle Einzelheiten der Prüfungszeit angeführt sind, findet sich nichts darüber. Statt dessen trat er selbst als Opponent gegen einen Professor auf, welcher eine Disputation in lateinischer Sprache hielt. *) Bei diesem Aktus machten Schiller's röthliche Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln seiner Augen, wenn er heftig opponirte, sein häufiges Lächeln während des Sprechens, die schön geformte Nase und der tiefe kühne Blick, unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtend, den unauslöschlichsten Eindruck. Als der gelehrte Streit beendigt war, gingen die Zöglinge zum Abendessen in den

*) Nach Streicher's Erinnerungen (Flucht, S. 66) sollte der Stoff ein medizinischer gewesen sein, aber nach der „Beschreibung des zehnten Jahrestags der Akademie", möchte er wohl Prof. Drück's philosophische Streitschrift: »De virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex seculi indole aestimandis« damit verwechselt haben.

Speisesaal. Da trat der Herzog zu Schiller heran, lehnte seinen Arm auf dessen Stuhl, und unterhielt sich in dieser Stellung sehr lange und gnädig mit ihm. Der Jüngling aber behielt auch gegen den Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirt hatte. *)

Nach Abschluß der Prüfungen, am 14. December 1780, wurde Schiller aus der Akademie entlassen und beim Grenadier-Regiment des Generals Augé als Medicus ohne Porte d'épeé angestellt. Mit dieser Charge war eine monatliche Besoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, etwa zehn Thaler, verbunden. Schiller's Eltern fühlten sich durch diesen Ausgang bitter enttäuscht, da sie fest auf des Herzogs Versprechen bauten: er werde ihren Sohn, der ihm seinen Hang zur Theologie geopfert, durch eine sehr gute Versorgung entschädigen. Den neuen Regimentsdoktor kränkte es dagegen ganz vorzüglich, daß man ihm die Degenquaste entzogen hatte. Der Mangel dieses Abzeichens erinnerte ihn stets an seine subordinirte Stellung, und andere Zöglinge, die schon seit zehn Jahren mit weit geringeren Kenntnissen aus der Akademie entlassen waren, wurden nun seine Vorgesetzten. Hierzu kam noch, daß er ohne specielle Erlaubniß des Generals sich nie von Stuttgart entfernen, nicht einmal seine Familie auf der nahen Solitüde besuchen durfte. In den schönsten Jugendjahren hat er ihren Umgang entbehren müssen, und jetzt, da er endlich frei zu werden hoffte, zwang man ihn, jeden kurzen Besuch bei den lieben Angehörigen von der Laune eines alten, strengen Chefs zu erbetteln. **)

*) Streicher, S. 66.

**) A. a. O. S. 32 f.

Schiller befand sich also gewiß nicht in der allerfreudigsten Stimmung, als er, wie es üblich war, nach dem Schlosse ging, um dem Herzog für die genossenen Wohlthaten zu danken und ihm dabei die Hand zu küssen. Gleichzeitig schrieb Schiller's Vater einen Danksagungsbrief an den Intendanten von Seeger, worauf dieser am 3. Februar 1781 erwiederte: „er betrachte die geäußerte Verbindlichkeit als angenehme Aufforderung, seinem Herrn Sohne auch außerhalb der Akademie dieselben Gesinnungen fortzusetzen". *)

Uebrigens war unser Dichter, während des achtjährigen Aufenthalts in der Anstalt, nicht blos geistig, sondern auch körperlich tüchtig gewachsen; denn seine Entlassungs-Matrikel giebt an, daß er die seltene Größe von sechs Fuß drei Zoll erreicht hatte. Mit Schiller's Gesichtszügen ging damals eine allmälige Wandlung vor, die ihnen sehr zum Vortheil gereichte. Aus seinem Antlitz entschwanden die vielen Leberflecke und Sommersprossen; der Teint wurde rein und klar. Seine bisher eingedrückte Nase erhielt jene gebogene Form, die durch Dannecker's Büste bekannt ist, und Schiller pflegte in spätern Jahren scherzend zu erzählen, daß er selbst deren Bildner gewesen sei. Als er nämlich in der Akademie den Drang fühlte, ein berühmter Mann zu werden, habe er sich auch die entsprechende Adlernase verschaffen wollen. Deshalb habe er, besonders wenn er lesend oder schreibend saß, sich fortwährend daran gezupft, bis es ihm endlich gelungen, der Spitze eine kühnere Biegung nach unten zu geben. **)

Um uns das Bild des jungen Dichters aus dieser

*) Schwab, Urkunden, S. 46.

**) So berichteten Dannecker, Minna Körner, Karoline v. Wolzogen und andere Befreundete Schiller's, nach seinen eigenen Worten.

Zeit zu vergegenwärtigen, giebt es keine treuere Schilderung, als die von Scharffenstein, denn der geübte Zeichner verstand es, die Erscheinung seines Freundes mit plastischen Zügen festzuhalten: „Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre. Seine Stirn war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart, und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlieder waren meistens inflammirt, das buschige Hauptthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber Schiller's Stimme war kreischend, unangenehm, er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge; dies hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen Kopf unverbesserlich aus Marmor gehauen. *)

*) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

Drittes Buch.

In Stuttgart.

Als die Thorflügel der Akademie hinter Schiller zufielen, war gewiß sein erster Weg nach der Solitüde, um die Lieben wiederzusehn, deren Nähe er so lange hatte entbehren müssen. Er fand die Familie durch ein neues Mitglied vermehrt, denn während seiner Abwesenheit (1777) war die Mutter, nach dreißigjähriger Ehe, noch mit einer Tochter niedergekommen, welche den Namen Nanette empfangen hatte. Das hübsche kleine Wesen machte unserm Schiller unendliche Freude; diese Schwester wurde sein erkorener Liebling, er nannte sie: „Nanne", und behielt auch, als sie schon erwachsen war, den gewohnten Schmeichelnamen bei.

Aber lange konnte und durfte er das Glück eines solchen Familienlebens nicht genießen, denn sein Amt rief ihn nach der Hauptstadt zurück. Bald darauf kam in der Akademie ein Trauerfall vor, durch den Schiller schmerzlich berührt wurde, und der ihm Anlaß zu einer schönen Dichtung gab. Johann Christian Weckerlin, der Sohn eines Apothekers aus Stuttgart, war mit dem Beginn des Jahres 1776 in die Akademie eingetreten. Er widmete sich ebenfalls der Medizin, und Schiller hatte den hoffnungsvollen Genossen lieb gewonnen. Als derselbe im Januar 1781 plötzlich starb, vereinten sich sämmtliche Mediziner, ihm einen Nachruf zu weihen, dessen Abfassung man dem geübten Dichter überließ, während von den

übrigen die Druckkosten getragen wurden. Der Trauergesang erschien in stattlicher Folioausgabe und lautete:

Elegie auf den frühzeitigen Tod
Johann Christian Weckerlins.

Von seinen Freunden.

Stuttgart, den 16ten Januar 1781.

Daselbst, mit Mäntlerischen Schriften.

„Ihn aber hält am ernsten Orte,
„Der Nichts zurücke läßt,
„Die Ewigkeit mit starken Armen fest."

Langes Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge mir!

Prahlt, ihr Fichten, die ihr, hochveraltet,
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr, Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr, Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?

Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen,
　　Wer ist Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
　　Auszudauern, wenn der Jüngling stirbt?

War er nicht so muthig, kraftgerüstet,
　　War er nicht wie Lebens-Konterfei?
Frisch, wie Roß im Eisenglanz sich brüstet,
　　Wie der Vogel in den Lüften frei?
Da er noch in unsern Reihen hüpfte,
　　Da er noch in unsre Arme sprung,
Und sein Herz an unsre Herzen knüpfte —
　　O der schneidenden Erinnerung! —
Da er uns — o ahnende Gefühle —
　　Hier auf eben dieser Leichenflur,
Nur zu sicher vor dem nahen Ziele,
　　Das Gelübd' der ewgen Treue schwur? — *)

O, ein Mißklang auf der großen Laute!
　　Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den er seinen Himmel baute —
　　Hier im Sarg — barbarisches Gericht!
So viel Sehnen, die im Grab erschlaffen,
　　So viel Keime, die der Tod verweht,
Kräfte für die Ewigkeit erschaffen,
　　Gaben für die Menschheit ausgesät —
O, in dieses Meeres wildem Wetter,

---

*) Wahrscheinlich 1780, beim Begräbniß des jüngern Hoven, s. o. S. 185.

Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder ist, *)
Bitte nur, geschlagenster der Väter,
Daß dir Alles, Alles, nur nicht Gott entwischt!

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenkleide,
Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als schon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich schon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel seinem Blick entsanken,
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Gluth empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,

---

*) Wie sehr Schiller noch in den Banden des schwäbischen Dialekts befangen war, geht daraus hervor, daß er sogar „ischt", statt ist, reimte.

Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten —
    Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
    Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
    Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
    Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
    Pfaffen brüllend dich der Hölle weihn.
Gauner durch Apostel-Masken schielen,
    Und die Metze, die Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
    Und so fort, bis hin zur Ewigkeit;

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
    Blind herum nach ihrem Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
    Bald herum in wüsten Pfützen drehn —
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
    Diesem komisch-tragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
    Diesem poßenhaften Lottospiel,
Diesem, faulen, fleißigen Gewimmel,
    Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder, diesem bosheitsvollen Himmel
    Schloß dein Auge sich auf Ewig zu.

O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
    Rufet doch ein frohes Plaudite!

Sterben ist der langen Thorheit Ende,
In dem Grab verscharrt man manches Weh.
Wer sind denn die Bürger unterm Monde?
Gaukler, theatralisch ausstaffirt,
Mit dem Tod in ungewißem Bunde,
Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt.
Wohl dem, der nach kurzgespielter Rolle
Seine Larve tauschet mit Natur;
Und der Sprung, vom König bis zur Erdenscholle,
Ist ein leichter Kleiderwechsel nur.

Fahr' denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und, nach aufgerißnen Todesriegeln,
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt —
Bis, befruchtet von Jehova's Hauche,
Gräber kreisen — auf sein mächtig Dräu'n,
In zerschmelzender Planeten Rauche,
Ihren Raub die Grüfte wiederkäu'n.

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Ob es wahr sey, was den Pilger freute?
Ob noch jenseits ein Gedanke sey?
Ob es Alles eitle Phantasey? — —

Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
    Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
    Von des großen Vaters Kelche fleußt. —

Zieht denn hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
    Tischt auch Den dem großen Würger auf!
Höret auf, geheulergoßne Kläger!
    Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
    Wo das Aug', den Abgrund durchzuschaun?
Heilig, heilig, heilig bist du Gott der Grüfte,
    Wir verehren dich mit Grau'n!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
    Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
    Seine Liebe dauert ewig aus.

Die vorstehende Dichtung (zuerst wieder mitgetheilt in den Nachträgen von Boas, I. 173) ist besonders werthvoll als Dokument, wie die Anschauungen „Gott" und „Unsterblichkeit" sich, in allmäliger Wandlung, vor dem Geiste Schiller's gestalteten. Aus dem „Abend" (1776) lacht uns ein ungetrübter Glaube mit frommen Kinderaugen an, das ganze Gedicht ist ein Psalm für den allmächtigen und allgegenwärtigen Gott. In der „Hymne an den Unendlichen" und im „Eroberer" (1777) erblicken wir den altbiblischen Rachegott. Jehovah, umgeben von allen Schrecken der Donnerposaunen, des Weltgerichts und der Sündenwage. Mit eiserner Gewißheit ruft der Dichter dem Tyrannen zu: „ja, du wirst unsterblich sein!"

und die Auferstehung der Todten, wie wir sie hier gedacht finden, knüpft sich an das starrste Dogma an. Seitdem sind drei Jahre vergangen. Schiller hat inzwischen philosophische und medizinische Studien getrieben, und diese haben einen entschiedenen Einfluß auf seine religiöse Anschauungsweise geübt. Da dichtet er (1780) die „Leichenphantasie" beim Tode des jüngeren Hoven. Der greise Vater steht am Grabe eines blühenden, reichbegabten Sohnes; nur der himmlische Gedanke des Wiedersehns flößt ihm Trost ins Herz. Aber der Sarg sinkt, die Erde schollert darüber hin, und fast tönt es wie ein greller Widerspruch: „Nimmer giebt das Grab zurück." Noch ein Jahr später schreibt Schiller das Trauerlied auf Weckerlin. Der Dichter sieht das Leben vom Blüthenschmelz, die Welt vom Unschuldsgewand entkleidet, und abgespannt sagt er: „Sterben ist der langen Thorheit Ende!" Wohl glaubt er ein Wiedersehn nach dem Tode, aber weder auf andern Planeten, wie die Philosophen spekuliren noch in elysischen Gefilden, von denen die Dichter schwärmen, noch in dem Paradies des Pöbels. Man hat, bei Vergleichung dieser Stellen, einen Doppelsinn in Bezug auf Schiller's Unsterblichkeitsglauben finden wollen, doch bedarf es nur einiger Kenntniß von seinem Bildungsgang, um denselben zu lösen. Durch den starr orthodoxen Special Zilling zu Ludwigsburg war ihm beim Religionsunterricht die Auferstehung des Fleisches gepredigt worden, eine Lehre, die Schiller's idealer Natur durchaus widerstreben mußte. Jetzt hatte er dies biblische Phantom abgeschüttelt, und darum sagt er: „Ewig schließt des Grabes Riegel, nimmer giebt das Grab zurück." Dagegen fühlte der Jüngling sich auf's innerlichste durch die poesiereiche Ueber=

zeugung gefesselt, daß die Seelen guter Menschen, die im Leben einander liebten, auch nach dem Tode untrennbar bleiben. So sind die Worte zu verstehen: „Erde mag zurück in Erde stäuben, fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus! Seine Asche mag der Sturmwind treiben, seine Liebe dauert ewig aus.“

Am 1. Februar 1781 schrieb Schiller seinem Freunde Hoven, mit Rücksicht auf den Grabgesang: „Bester Freund! Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds.... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Nahmen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 Xr. denn so viel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) *) Weil aber alle Mediciner, selbst Dr. Elwert**), ungefragt da=

*) Räuber Moor, am Schluß des vierten Akts. D. V.

**) Herzoglicher Leibmedicus und Schiller's Vorgesetzter. D. V.

zugezogen worden sind, so nahm ich um so weniger Anstand, in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Todtlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sey mir gnädig! — Sey so gut und schicke mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern. Ich bin der Deinige Schiller." *)

Wir sehen aus diesem Schreiben, daß Schiller bereits nach wenigen Wochen seine erste Wohnung mit einer anderen vertauschte; er zog nämlich, vielleicht der Sparsamkeit halber, in ein kleines Parterrezimmer zum Lieutenant Franz Joseph Kapff. Derselbe stammte aus Baiern, war katholisch und hatte seinen frühern Unterricht in Jesuitenschulen empfangen. Seit 1774 befand er sich auf der Akademie, doch scheint Schiller dort anfangs nicht eben in nahen Verhältnissen mit ihm gelebt zu haben, denn seine Charakteristik der Eleven berichtet: „Kapff mache den Mitbrüdern durch kindisches Betragen und Unverschämtheit Verdruß, auch verberge er ein nicht gar gutes Gemüth; sich selbst, mit Verachtung anderer, am meisten zu lieben, mache den Hauptzug seines Charakters aus. Die guten Gaben, welche ihm zu Theil geworden, wende er nicht besonders an, doch rede er großsprecherisch

*) Hoven's Biographie, S. 376.

von seiner Neigung zum Soldatenstande, und erzähle viel von den Heldenthaten, die er einst ausführen würde." Später mußte Kapff sich wohl zum Vortheil verändert haben; er nahm 1778 in den Listen der Akademie den ersten Rang seiner Abtheilung ein, und erhielt eine ganze Fülle von Preisen. Im Jahre 1779 wurde er als Lieutenant entlassen, war ein gewandter, geistvoller Jüngling, aber leichtsinnig und zum stürmischen Lebensgenuß hinneigend. Der Herzog ernannte ihn 1782 zum Vorgesetzten einer Abtheilung auf der Karlsschule, und übertrug ihm im folgenden Jahre das Lehramt der mathematischen Geographie und Algebra, doch behauptete sich Kapff nicht lang in dieser Stellung. Als er nachmals auf dem Asperg garnisonirte, gab Schubart eine durchaus nicht lockende Schilderung von ihm.*) Sein ungeregeltes Treiben, mit einem abenteuerlichen Sinn verbunden, brachte ihn dahin, bei dem würtembergischen Kap-Regiment einzutreten, um jenseits des Weltmeers sein Glück zu versuchen; nie kehrte er zurück, er starb auf ostindischem Boden.

Das Haus, in welchem die beiden Commilitonen ihr Quartier aufgeschlagen hatten, lag auf dem kleinen Graben, jetzt die Eberhardsstraße, der damals die Begrenzung von Stuttgart nach der Stadtmauer hin bildete. Es gehörte dem Professor Haug, dessen eigentliches Wohnhaus sich dicht daneben befand. Weil er aber seine Vorlesungen nicht mehr in der Akademie hielt, so fehlte es ihm an Raum; er kaufte deshalb noch das benachbarte Haus, und richtete sich hier im zweiten Stock das Auditorium

*) „Kapff — hat die Kräz aussen, aber nicht inwendig." (Schubart's Leben von Strauß, II. 217.)

ein. Man sieht auf der halben Treppe noch die Thür, welche er durchbrechen ließ, um aus seinem Logis den Lehrsaal erreichen zu können, ohne die Straße zu berühren. Wahrscheinlich hatte er den übrigen Theil des Gebäudes im Ganzen an die verwittwete Hauptmann Vischer vermiethet, die dann ihrerseits einzelne Zimmer davon abgab. Hier also wohnte Schiller mit Kapff; sie waren beide heftig, aufbrausend und nicht sehr ordnungsliebend, doch um so besser kamen sie miteinander aus, denn keiner störte die Studentenwirthschaft des andern.

Auch manchen andern Genossen, der die Akademie vor ihm verlassen, traf Schiller noch in Stuttgart. Petersen war seit einem Jahre herzoglicher Unterbibliothekar, und Scharffenstein seit zwei Jahren Lieutenant im Gablenzischen Infanterie-Regiment, bei welchem auch Kapff stand. Jede Spaltung zwischen Schiller und Scharffenstein war längst beseitigt. Die Beschäftigungen oder Verirrungen seines neuen Standes hatten das Herz des wackern Jünglings leer gelassen, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach seinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in ihm. Der Gedanke, mit dem lieben Gefährten entzweit zu sein, wurde ihm unerträglich; er schrieb an Schiller, dieser antwortete in gleicher Stimmung, und alle Wolken schwanden, alles war rein vergessen. Inzwischen blieben sie jedoch durch ihre Lage getrennt, und hatten beinahe keine Communikation mit einander.

Die Stunde, wo Schiller als Regimentsmedicus sich auf der Parade präsentirte, war auch die Stunde ihres ersten Wiedersehens. Scharffenstein zürnte dem Decorum, das ihn hinderte, den Langentbehrten zu umfassen. Aber wie komisch sah sein Schiller aus. Eingepreßt in die

Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt, und namentlich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre, vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militairhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig: durch den, den weißen Kamaschen untergelegten, Filz waren seine Beine, wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg contrastirende Apparat, gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in ihren kleinen Kreisen.*) Was die erwähnten „kleinen Kreise" betrifft, so wurden sie, durch genialen Austausch und sprudelnden Humor, bald zu einem unentbehrlichen Bedürfniß für die befreundeten Jünglinge. Das Studentenleben mit seiner gemüthlichen Kneiperei war in der Akademie versäumt worden; der Drang danach machte sich geltend, und es mußte nachgeholt werden. So gerieth Schiller in ein burschikoses Dasein; wie Goethe's Schüler konnte er von sich sagen:

Ein starkes Bier, ein beizender Toback
Und eine Magd im Putz, das ist so mein Geschmack.

Statt des Bieres trank er freilich lieber Wein, wenn's die Kasse irgend zuließ; ohne gefüllte Tabacksdose gab es für ihn keine Existenz, denn er war bereits ein ge=

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 57.

waltiger Schnupfer, und einem frischen Kellnermädchen die vollen Backen zu streichen, verschmähte er ebenfalls nicht. Im Winter wurde des Abends mit den Commilitonen eine Manille gespielt; im Sommer ging es zum „Ochsen" auf der Haupstätterstraße, wo man eine lustige Kegelbahn fand. Schiller schob gut, und behielt für das Spiel mit den neun hölzernen Musen noch in spätern Jahren eine Passion. Es hat sich in Petersen's Papieren, von der Hand des würdigen Ochsenwirths, eine unquittirte „Nota über Hrn. D. Schiller und Hrn. Bibliotarius Petersinn" erhalten, welche darthut, daß der Herr Regimentsmedicus gewöhnlich ein halbes, oder wohl auch ein ganzes Maaß Wein zu vertilgen pflegte. Hierzu wurde Schinken und Salat gespeis't, und wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waisenhaus herüberkam, durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen. Die beste Würze dieser Gasthausfreuden war aber der Geist und Sinn, womit man sie aufnahm. Schiller trat eines Tages in die gewohnte Herberge, und als keiner von der Spielpartie sich einstellte, ließ er folgenden Zettel für die Säumigen zurück, den, wie Petersen sich ausdrückt, Sievers im Götz von Berlichingen geschrieben haben könnte:

„Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen,
„und kein Petersen, kein Reichenbach.*)
„Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille
„heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu

*) Karl Ludwig Reichenbach aus Stuttgart, ein Zögling der Akademie, und von dort 1779, zugleich mit Petersen, als herzoglicher Unterbibliothekar entlassen. — Das Billet stammt aus Petersen's Schiller-Papieren.

„Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies,
„Schiller.“

In demselben Tone ging es auch, wenn die Genossen sich im kleinen Parterrezimmer, das der Dichter mit Kapff bewohnte, versammelten. Sie waren sammt und sonder arm, deshalb blieben ihre Abendmahlzeiten sehr frugal; es gab immer Knackwurst und Kartoffelsalat, den sie selbst bereiteten. Geniale Laune und brausende Jugendlust verliehen diesen Zusammenkünften ihren wahren Reiz, nur der Wein, den man nicht gern entbehrte, war ein schwieriger Artikel. Wie aber leuchtete Schiller's Antlitz voll Triumph, wenn er mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seiner publicistischen Wirksamkeit die Freunde durch Traubensaft erfreuen konnte. Dann gehörte ihnen die ganze Welt.*) Am meisten verehrte Petersen das edle Rebenblut. Er schrieb damals gerade ein stupend gelehrtes Buch: „Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke“, und weil er diesen Stoff auch praktisch erfassen wollte, so brachte die Nationalneigung den wohlbestalten herzoglichen Unterbibliothekar nicht selten unter den Tisch. Die publicistischen Bestrebungen des Dichters, worauf so eben hingedeutet wurde, waren sehr harmloser Natur. Ihm genügten die pflichtschuldigen Besuche der Lazarethe und Paraden nicht, er fühlte einen heftigen Drang nach literarischer Thätigkeit. Zwar beschäftigte ihn damals bereits die Ueberarbeitung seiner Räuber und auch an lyrischen Begriffen mangelte es nicht; das waren jedoch nur Nachklänge aus jener Abgeschlossenheit in der Akademie, wo Schiller sich eine eigne Phantasiewelt konstruirt hatte,

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 58.

weil ihm die wirkliche dort fremd geblieben war. Nun wollte er die neue Freiheit benutzen, um das vielgestaltige Leben rasch nach allen Seiten hin zu erforschen, und deshalb übernahm er gern die Redaction eines politischen Wochenblättchens, welches unter dem Titel: „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen", Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Diese Zeitschrift war bisher in tiefes Dunkel eingehüllt. Petersen sprach davon schon 1805 im Berliner Freimüthigen, und nannte sie kurzweg: die Mäntlerische Zeitung, welche aber niemand kannte; dann erzählt er in seinem Nachlaß, Schiller habe 1781, gleich Lessing, Gerstenberg und Franklin, ein Unterhaltungsblatt: „der Merkur" herausgegeben.*) Vielleicht vermischte er des Dichters spätere Betheiligung an Wieland's Merkur damit. Im Jahre 1849 wurden, auf meine dringende Bitte, Nachforschungen in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gehalten, und dort fand sich ein vergessenes Exemplar des Blattes.

Eine Charakterisirung der kleinen Gazette bietet Schwierigkeiten dar, denn die politischen Berichte sind augenscheinlich aus andern Zeitungen zusammengetragen, leitende Artikel waren damals noch nicht im Gebrauch. Anfangs erscheint das Ganze außerordentlich matt, der Styl ist beinahe kindisch, und erst vom Monat März an liefern die „vermischten Neuigkeiten" einzelne interessantere Aufsätze: Uebrigens nahm Schiller in einer höchst bedeutenden Zeit die Feder des Publicisten zur Hand. Merkwürdige Monarchen saßen auf den Thronen: Friedrich II., Joseph II.,

*) Hoffmeister und Viehoff, I. 114.

Katharina II. und Ludwig XVI. Scheinbar lag eine friedliche Stille, welche um den Krater schwebt, ehe seine Ausbrüche beginnen. Weither dröhnte bereits der Waffenklang des amerikanischen Freiheitskrieges, und Schiller's Zeitung persiflirte die unwahrscheinlichen Siegesberichte der Engländer. Auch sie vereinte ihre Stimme mit allen übrigen, Frankreichs treffliche Finanzverwaltung zu preisen; sie kann nicht genug rühmen, wie zufrieden und glücklich das Volk dort sei. Friedrich den Großen nennt das Blatt stets voll Verehrung, und erzählt einige hübsche Züge aus seinem Leben. Ganz außerordentlich wird Kaiser Joseph emporgehoben. Die „Nachrichten" begleiten ihn auf seinen Reisen, glühen von Bewunderung für den freisinnigen Fürsten, und bringen manche interessante Anekdote über ihn bei. Zuweilen aber verfallen die politischen Referate in einen durchaus mythischen Ton, und Nr. 88, vom 2. November, berichtet kurzweg: „Eine große Monarchin im Süden soll gestorben sein."

Die Rubrik „Gelehrte Sachen" erscheint nur sparsam, doch fehlt es an einzelnen medizinischen Notizen nicht. Auch über den Wunderarzt Cagliostro finden sich zwei längere Artikel. Von den entlegenen Küsten der Literaturwelt bringt die Zeitung sehr selten Botschaft, und wenn es geschieht, so scheint sie aus andern Blättern entnommen. Lessing's Tod wird gemeldet, und wir lesen einen schwärmerisch frommen Brief von „Deutschlands Lieblingsdichter", dem Grafen Christian Stolberg. Derselbe will dadurch den Amtmann zu Eichstädt trösten, dessen Sohn einen jüngern Bruder des Grafen im Duell getödtet hat. Merkwürdig ist es, daß die Räuber, welche doch 1781 erschienen, in den „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen"

weder angekündigt noch erwähnt werden, wie denn überhaupt Schiller's Name nicht darin vorkommt. Auf der letzten Seite der letzten Nummer des Jahrgangs 1781 steht die Mittheilung: „In Madrid starb der berühmte Dichter Aanzo Chignez in seinem 121. Jahre — ein lebhaftes Genie kann also auch alt werden.“ Dieser Zusatz ist ganz in Schiller's damaligem Geschmack.*)

Wenn es nun auch sonst im Dunkeln bleiben wird, wie weit unser Dichter als Autor bei der Zeitung betheiligt war, so können wir doch für eine Ode sein Eigenthumsrecht in Anspruch nehmen. Herzog Karl hatte eine größere Reise gemacht, und bei dessen Heimkehr sang ihm Schiller prunkvolle Grüße entgegen. Petersen ließ die Strophen drei bis fünf im Freimüthigen 1805, Nr. 221, abdrucken**), doch bezeichnet er das Ganze als ein „verloren gegangenes Gedicht“. Es findet sich in Nr. 19 der Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen, vom 6. März 1781, und lautet dort:

Ode
auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten.

Dein Fürst ist da! — Laß rund herum erschallen
  Des frohen Jubels lauten Silberton!
Komm Würtemberg mit deinen Bürgern allen
  Laut dankend vor des Wiedergebers Thron.

*) Einzelnes Bemerkenswerthe aus der Zeitschrift habe ich mitgetheilt in den Blättern f. lit. Unterhaltung 1850, Nr. 30, 127 u. 128.

**) Hoffmeister's Nachlese, I. 28.

Der Fürst ist da! — Sagt Thäler es den Hügeln,
Ruf's Erde, ruf's zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinen-Flügeln,
Zieht Er itzt ein in unser Freudenthor.

Er kommt zurück, bringt Glück für seine Kinder
Von Völkern mit, die Er gesegnet sah.
Der Frühling fliegt voran, Sein herrlicher Verkünder,
Jauchzt Bürger, jauchzt! — CARL und der Lenz ist da!

Sag' Ausland, schielst du nicht mit neidschen Blicken
Auf Würtembergs glücksel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er?

Sprecht Nachbarn, sprecht! Ihr habt Ihn selbst gesehen,
Wer tadelt noch der Würtemberger Stolz?
Er ist gerecht — ihr müßt es selbst gestehen!
Wir haben Ihn — und spotten eures Gold's!

Wenn man diesen Versen auch keinen poetischen Werth beimessen kann, so ist es doch von eigenthümlichem Interesse, daraus die stürmische Verehrung zu erkennen, mit der Schiller den Herzog Karl begrüßte, und zwar zur selben Zeit, als er die Räuber vollendete. Obenein zog ihm die feurige Huldigung noch Kämpfe mit dem Stuttgarter Censor zu, der die Ausdrücke zu stark, den Patriotismus zu ausschließend fand, und nicht dulden wollte, daß die Fürsten andrer Länder so in den Schatten gestellt würden.*)

*) Freimüthige 1805, Nr. 221. — Petersen's handschriftliche Angabe (Hoffmeister u. Viehoff, I. 115): „Der Censor habe das Gedicht nicht durchgehen lassen", erledigt sich durch dessen Abdruck.

Dieser literarische Vehmrichter verweigerte überhaupt zuweilen aus den grillenhaftesten Bedenklichkeiten die Druckbewilligung, weshalb Schiller einmal zu ihm ins Haus ging, und ihn, heftig aufgebracht, zur Rede stellte. Der Streit endigte damit, daß dem erhitzten Autor die Thür gewiesen und ihm gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er sich nicht entferne.*) Was nun Schiller's Amt und die Ausübung der Medizin betrifft, so machten ihm beide wenig Sorgen, obwohl sein Wirkungskreis eigentlich ein ganz bedeutender war. Das Regiment Augé, etwa zweihundert und vierzig Mann stark, stand unter seiner Obhut, und der größte Theil dieser Grenadiere war so hinfällig, daß sie recht gut für Invaliden gelten konnten. Seitdem der Herzog seine Vorliebe für's Militair aufgegeben hatte, sahen die Soldaten miserabel aus. Alle jüngern und kräftigern waren entlassen worden, nur die ausgedienten hatte man aus Mitleid behalten, und sie schlichen nun, in geflickten Uniformen, als wahre Jammerbilder durch die Straßen von Stuttgart. Schiller fühlte sich verletzt, weil man ihn ohne Porte d'Epee, mit untergeordnetem Rang, angestellt hatte; er sah darin eine beschämende Zurücksetzung gegen andre Akademiker, welche längst Offiziere waren, und solche Stimmung eignete sich nicht, seinen Eifer zu erhöhen. Außerdem sagte ihm die praktische Medizin sehr wenig zu; er trug sich mit dem Plan, künftig das Katheder zu besteigen, und Physiologie oder andre theoretische Zweige der Heilkunde vorzutragen.

Aber auch für diesen Zweck sah man ihn kaum eine

---

*) Petersen.

ernsthafte Anstalt treffen, denn während der ganzen medizinischen Laufbahn in Stuttgart kaufte er nur ein einziges unbedeutendes Buch, das sich auf seine Fachwissenschaft bezog, nämlich den „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.“ *)

Dennoch hatte Schiller einen frischen Blick in die Natur des Menschen und in die Arzneikunst gethan. So ging er einmal, bei der Behandlung mehrerer Typhus-Kranken, unter'm Kopfschütteln der alt-systematischen Aerzte, ganz seinen eigenen Weg, und rettete den Patienten das Leben.**) Aber er mochte auch in der Medizin gern Kraftstücke liefern, und besonders gehörten starke Brechmittel zu den Hauptmedicamenten, die er seinen Grenadieren verordnete. Der Herzog hatte zwar den ausdrücklichen Befehl erlassen, daß er sich in allen bedenklichen Fällen an seinen Vorgesetzten, den Leibmedicus Dr. Elwert wenden solle, daran kehrte sich indeß unser junger Aeskulap nicht viel. Elwert war ein Verwandter Schiller's und wußte dessen Talente wohl zu schätzen, trotzdem sah er bald, wie nothwendig es sei, ihm jene herzogliche Bestimmung wiederholt einzuschärfen. Da sich nun Schiller hierzu niemals bequemen wollte, so rief dies im Anfang manches erregte, wenn auch nicht erbitterte Rencontre zwischen beiden hervor. Elwert, ein praktischer Mann, mochte den Hitzkopf nicht gerade demüthigen, aber auch seine Pflicht nicht versäumen, und er fand also eine schonende Auskunft. An alle Militairärzte, die ihm untergeordnet waren, erging ohne Ausnahme die Weisung,

*) Petersen bei Hoffmeister und Viehoff, I. 92.

**) Reinwald im N. literar. Anzeiger 1807, Nr. 26.

ihm jedes Recept vorzulegen, ehe es angewendet würde, und er milderte dann, wo es ihm nöthig schien, die allzuheftigen Kraftmittel des poetischen Heilkünstlers.*) Uebrigens war sich Schiller seiner Mängel als Mediziner vollkommen bewußt, und spöttelte bei Gelegenheit selbst darüber. „Der Verfasser der Räuber", sagte er, „er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.**)

Von einer Privatpraxis in der Stadt war unter solchen Verhältnissen natürlich kaum die Rede, und außerdem hatte den armen Schiller sein burschikoses Aufathmen nach langer Gefangenschaft in Verruf gebracht. Die Welt verlangt Scheinheiligkeit und vergiebt gern, was unter deren Deckmantel ausgeführt wird. Eine Natur wie die Schiller'sche konnte sich aber unmöglich dazu verstehen, solcher Jämmerlichkeit zu willfahren; er sprang rücksichtslos über die Schranken eines heuchlerischen Herkommens fort, und mußte dafür büßen. Man rechnete es ihm schon als Verbrechen an, daß er mit Kapff zusammen wohnte, der freilich nicht im Geruch besonderer Tugendhaftigkeit stand, und ein paar Extravaganzen reichten hin, unsern Schiller für den ausschweifendsten Menschen zu erklären. Auch Abel sein ehemaliger Lehrer, erfuhr dies Gerücht,

*) Petersen.

**) Würtembergisches Repertorium, I. 164. — Emetica sind Brechmittel.

und es schmerzte ihn tief. Er hielt indeß genaue Nachfrage bei denjenigen Akademikern, mit denen Schiller noch in dauerndem Umgang geblieben war, und sie versicherten, daß demselben großes Unrecht geschehe. Der zutrauensvolle, des Weins ungewohnte Jüngling habe etwa zwei oder drei Male, in lustiger Gesellschaft, welche ihn aufmunterte und sogar täuschte, über seine Kräfte getrunken. Namentlich sei dies bei einem Gastmahl vorgekommen, das General Augé den Offizieren seines Regiments gab; auch Schiller war dazu geladen, und trank so viel, daß man ihn nach Hause tragen mußte. Seitdem galt er in Stuttgart für einen notorischen Trunkenbold.*)

Inzwischen fühlte sich Schiller erdrückt vom öden Kreislauf seiner Berufsgeschäfte. Einen Tag wie den andern die Lazarethe zu besuchen und gleich einem Automaten auf der Wachparade zu erscheinen, um seinem General den Rapport vorzuleiern — das ertrug er nicht länger ohne eine geistige Erfrischung. Da nahm er denn das Manuscript der Räuber hervor, und fing an, sein vulkanisches Produkt zu überarbeiten. Während dieser Beschäftigung, die sein ganzes Wesen elektrisch durchzuckte, sagte er oft zu Scharffenstein: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." **) Schiller's Freunde wußten von dem Unternehmen, und wenn er mit Abel und Petersen spazieren ging, bildeten die Mängel des Stückes gewöhnlich den ununterbrochenen Stoff ihres Gesprächs. Mit großem Scharfsinn spürte er selbst diesen Mängeln nach, verläugnete dabei jede Autoreneitelkeit,

*) Abel, bei Hoffmeister und Viehoff, I. 98.

**) Morgenblatt 1837, Nr. 57.

und nahm ohne Unwillen den Tadel der Gefährten hin. Aber wie bereit er auch war, ihre Ausstellungen anzuhören, so legte er doch bei der Arbeit wenig Werth darauf.*)

Endlich lag das Stück vollendet vor ihm; es sollte und mußte nun in die Welt hinaus. Drei Motive gaben ihm Anlaß zu dem festen Entschluß. Einmal bedurfte er des Geldes, das er für sein Werk zu empfangen hoffte; dann wollte er die Urtheile des Publikums erfahren, um danach sein Schicksal als dramatischer Dichter abmessen zu können, und drittens hatte er noch immer den Plan, einen medizinischen Lehrstuhl zu erreichen, weshalb er sich frei machen wollte von allen Zerstreuungen der Poesie, welche ihm auf diesem Wege nur Hemmnisse werden mußten. In Stuttgart fand sich aber kein Verleger, der an das Trauerspiel die Druckkosten wagen, oder gar etwas dafür honoriren mochte, deshalb wendete sich Schiller nach außen hin. Petersen befand sich damals auf der Reise; er scheint seine Brüder in Darmstadt und Speyer besucht zu haben, welche beide als Schriftsteller bekannt waren. Da er durch Mannheim kam, wo eine besondere Theilnahme für dramatische Dichtkunst herrschte, so beauftragte ihn Schiller in folgendem Briefe**), bei den dortigen Buchhändlern wegen der Räuber anzuklopfen:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du wie ich hoffe Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich noch-

---

*) Abel, bei Hoffmeister und Viehoff I. 100.

**) Schiller's Werke in Einem Bande, S. 1301, wo aber die Nachschrift weggeblieben ist.

mals an das erinnern was Du von Hoven schon, nach allen Künsten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt' ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12—14 Bogen enggedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient, und kannst es brauchen.

Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Richter, dem Publikum preis zu geben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen, und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlich auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie,

Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreibe mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor davon ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Produkte gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff haben's wirklich sehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten. —

P. S. Höre Kerl! wenn's reüßirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken laßen."

Man sieht, Schiller wagte von Haus aus nicht, den Mantel der Anonymität zu lüften, weil er üble Folgen für sich befürchten mußte, wenn er als Autor der Räuber bekannt würde. Uebrigens hat er den Burgunder zu früh getrunken, denn Petersen's Sendung schlug fehl, und es blieb keine andre Wahl, als das Stück in Stuttgart auf eigene Gefahr herauszugeben. Es ging also an den Accord mit einem subalternen Buchdrucker, welcher, dem Ding nicht recht trauend, baares Geld zu sehen verlangte. Schiller's Kasse reichte hierzu nicht aus; er mußte die erforderliche Summe borgen, und ein Freund leistete Bürgschaft dafür.*) Um zu versuchen, ob er nicht einigen Ersatz für die Kosten erlangen könne, und um das Werk in weitere Kreise zu verbreiten, schickte Schiller die einzelnen

*) Scharffenstein und Petersen.

Aushängebogen an den Buchhändler und Hofkammerrath Schwan in Mannheim, den sein Ruf als Beförderer der schönen Wissenschaften, hauptsächlich des Drama's bezeichnete. Derselbe nahm diesen Beweis von Hochschätzung auch sehr freundlich auf; gern ließ er dem jugendlichen Dichter seine Gönnerschaft angedeihen, und sendete ihm die Druckbogen, mit handschriftlichen Bemerkungen versehen, wieder zurück. „Das Ihnen durch den Postwagen übersandte, durchschossene Exemplar der Räuber" — schrieb er dabei an Schiller unterm 11. August — „werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es für nichts als Anmerkungen anzusehen." *)

Ob Schiller nur durch die ausgesprochenen Ansichten des Herrn Schwan darauf hingewiesen wurde, oder ob er selbst erschrack, wie grell manche Stelle sich gedruckt ausnahm — genug, in den letzten Bogen änderte er einiges, und die schon fertig aus der Presse hervorgegangene Vorrede wurde ganz unterdrückt. **)

An ihre Stelle trat das gemilderte Vorwort, welches uns aus Schiller's Werken bekannt ist. Hier suchte der Verfasser die Unförmigkeiten seiner Tragödie, sowohl die dramatischen als die sittlichen zu rechtfertigen, während der ursprüngliche Entwurf rundheraus erklärte: dieselbe sei gar kein Bühnenstück. Das war auch wohl der Hauptgrund, weshalb Schiller den letzteren beseitigte, denn durch Schwan sah er den Räubern bereits die Theaterlampen als helle Hoffnungssterne erglänzen. Für uns muß es lehrreich sein, jenen ersten Guß der Vorrede zu kennen, darum möge sie ohne Auslassungen hier folgen:

*) Briefe an Dalberg. Carlsruhe u. Baden 1819. S. 13.

**) Streicher, Schiller's Flucht, S. 29.

„Es mag beym ersten in die Handnehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplaz bekommen wird. Wenn nun dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama seyn soll, so hat freilich das meinige einen grossen Fehler mehr.

Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerffen soll. Sophokles und Menander mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Haupt-Augenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuthen, daß diese sinnliche Vorbildung erst auf die Idee des Dramas geführt habe: in der Folge aber fand sichs, daß schon allein die dramatische Methode, auch ohne Hinsicht auf theatralische Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Werth habe. Da sie uns ihre Welt gleichsam gegenwärtig stellt, und uns die Leidenschafften und geheimsten Bewegungen des Herzens in eigenen Aeusserungen der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger würken, als die lebendige Anschauung kräfftiger ist, denn die historische Erkenntniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entsezlichen Ausbruch: Er hat keine Kinder: aus Macduff redet, ist diß nicht wahrer und Herzzerschneidender als wenn der alte Diego seinen Sakspiegel herauslangt und sich aus offenem Theater begucket.

o Rage! o Desespoir!

Wirklich ist dieses große Vorrecht der Dramatischen Manier, die Seele gleichsam bey ihren verstohlensten Operationen zu ertappen, für den Franzosen durchaus verloren. Seine Menschen sind, (wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbsts) doch selten

mehr, als eißkalte Zuschauer ihrer Wuth, oder altkluge Professore ihrer Leidenschafft.

Wahr also ist es, daß der ächte Genius des Dramas, welchen Shakespear, wie Prospero seinen Ariel, in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärffer ins Herz schneidet, und lebendiger belehrt, als Roman und Epopoee, und daß es der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte Dramatisch abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heißt: Ich schreibe einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama. Im ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesezen der Kunst, nicht aber den besonderen des Theatralischen Geschmacks unterwerffen.

Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß nicht sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt, ihm Siz und Stimm auf dem Schauplaze absprechen. Die Oekonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. (Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Karrikaturen-Register,) Noch mehr — Diese unmoralischen Karaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geists gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen Welt seyn soll.

Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhaffteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Mißethäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die das abscheuliche Laster reizet, um der Grösse willen, die ihm anhänget, um der Krafft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines Gleichen ist; die auf den Weg zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jago's interessiren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauren. Aber eben darum möchte ich selbst nicht gerathen haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen, und die Absicht des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch, und noch viel mehr manchen Federhut und manchen Tressenrok und manchen weissen Kragen zu zählen Ursache habe,) der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar eine Apologie des Lasters darinn finden, und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles nur nicht Gerechtigkeit, wiederfahren läßt.

Es ist das ewige Da capo mit Abdera und Demokrit, und unsere guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erschöpffen, wenn sie diesem Unwesen durch einen heilsamen Kräutertrank abhelffen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zusammenstehen ihren Mitbürgern auf offener Bühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf Pöbel zu seyn, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid, die Narren bleiben immer sich selbst gleich, wie die Tugend. Mort de ma vie, sagt Herr Eisenfresser, das heiß ich einen Sprung! Fy — Fy flüstert die Mamsell, die Coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodisch — Sacre Dieu, sagt der Friseur, welche göttliche Symphonie! da fuhren die Deutsche Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl hättest du sehen sollen das rosenfarbene Mädel hinter die spanische Wand schmeissen, sagt der Kutscher zum Laquaien, der sich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeschlichen hatte — Sie fiel recht artig, sagt die gnädige Tante, recht gustös, sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp weit aus) — was kostet Sie diese Eventaille mein Kind? — Und auch mit viel Expression viel submission — Fahr zu Kutscher! —

Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia gespielt. —

Diß könnte mich allenfalls schon entschuldigen, daß mirs gar nicht darum zu thun war, für die Bühne zu schreiben. Nicht aber das Auditorium allein, auch selbst das Theater schrökte mich ab. Wehe genug würde es mir thun, wenn ich so manche lebendige Leidenschafft mit allen Vieren zerstampfen, so manchen großen und edlen

Zug erbärmlich maßakriren, und meines Räubers Majestät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen sehen. Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente. —

Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applausus des Zuschauers sey nicht immer der Maaßstab für den Werth eines Dramas. Der Zuschauer vom gewaltigem Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht offt eben sowohl die feinsten Schönheiten, als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblößen. Vielleicht ist das gröste Meisterstück des brittischen Aeschylus nicht am meisten beklatscht worden, vielleicht muß er in seiner rohen scythischen Pracht denen à la mode (verschönerten oder verhunzten?) Kopien von Gotter, Weisse und Stephanie weichen.

So viel von meiner Versündigung gegen den Schauplaz — Eine Rechtfertigung über die Oekonomie meines Schauspiels selbst würde wohl keine Vorrede erschöpffen. Ich überlasse sie daher ihrem eigenen Schiksal, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu bestechen, wenn ich ihre Strenge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerksam zu machen, wenn ich irgend welche darinn gefunden hätte." *)

---

*) Ein gedrucktes Exemplar dieses frühesten Vorworts fand sich im Petersen'schen Nachlaß, und wurde von Hoffmeister (Nachl. IV. S. 86 u. f.) zuerst bekannt gemacht. Ein Exemplar von der ersten Ausgabe der Räuber mit dieser ersten Vorrede, besitzt der Buchhändler Herr Albert Cohn in Berlin; (welches früher Eduard v. Bülow gehörte) wonach der vorstehende — genau nach dem Originale — mitgetheilte Abdruck, genommen ist. D. H.

— Inzwischen war der Druck des Buches vollendet, und die ersten Exemplare machten dem Dichter unbeschreibliche Freude. Das Papier dieser selbstbezahlten Edition war fest und gut, der Druck splendid und ziemlich korrekt. Sie enthielt 222 Octavseiten, während die zweite Auflage nur 208 Seiten zählt. Der Titel lautet kurzweg: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781". Man hatte über eine Vignette deliberirt, welche unentgeltlich zu radiren ein Akademist aus der Kupferstecherklasse sich erbot. Allein es war nicht der bekannte Löwe, sondern den ersten Druck schmückten zwei Vignetten, Scenen aus dem Stücke darstellend. Die Zeichnung auf dem Titelblatt, in Medaillonform, vergegenwärtigt eine Stelle aus dem vierten Akt. Im Walde bei der Kerkerpforte liegt der alte Moor am Boden, von Hermann gehalten; daneben steht der Karl, der die Räuber aus dem Schlafe donnert. Das Bildchen bekundet den damaligen französischen Geschmack; alle Figuren tragen ein ideales Kostüm, ihre Arme und Beine sind nackt. Der Räuberhauptmann erscheint in einer viereckigen Mütze, einem Schultergewand, in weiten Pumphosen bis zum Knie und römischer Fußbekleidung. Sein Vater ist nicht „ausgemergelt wie ein Gerippe"; er gleicht eher einem schlummernden Jüngling, und in der Ferne sieht man zwei ganz kleine Räuber nahen. Weit kräftiger und lebendiger ist die zweite Vignette radirt, welche sich am Schluß des Buches findet. Sie gehört zum Römerliede und zeigt uns Charon's Nachen. Cäsar steht darin, und Brutus will eben einsteigen; der Hintergrund ist eine wilde Felsengegend. Beide Radirungen tragen die Unterschrift: N. sculp. Aug. V.

Es war im Hochsommer 1781, als das Trauerspiel

erschien. Unmöglich ist es, den Eindruck zu schildern, den diese Erstgeburt eines Zöglings der Akademie, eines Lieblings vom Herzog Karl in dem stillen, philiströsen Stuttgart hervorbrachte. Mit geistlichen und idyllischen Dichtungen hatte man dort bisher den Geist genährt, höchstens gestattete man sich einen Moderoman, dessen lüsteren Schilderungen sich unter dem Schleier der Moral zu verstecken wußten. Bürger und Wieland, glaubte man, hätten sich bis an die äußersten Grenzen gewagt; Shakespeare war für die meisten eine unbekannte Größe, und Götz von Berlichingen verwarf man als ein ausschweifendes Produkt. Da schleuderte Schiller, dessen Name nicht lang ein Geheimniß blieb, den Pechkranz in die fromme Stadt; die ganze Jugend von Stuttgart wurde dadurch in Flammen gesetzt, und sie enthielt sich nicht, ihre Begeisterung für die Räuber unverholen und lebhaft auszusprechen. Geist- und talentreiche Jünglinge drängten sich voll Enthusiasmus zu Schiller heran, und er machte bei dieser Gelegenheit eine Bekanntschaft, die ihm in der Folge höchst wichtig werden sollte. Von den Räubern entflammt, ließ Andreas Streicher, ein junger Tonkünstler, sich dem bewunderten Dichter vorstellen; er wurde außerordentlich überrascht durch Schiller's ganzes Wesen, wovon er sich ein völlig verkehrtes Bild entworfen hatte. Das seelenvollste, anspruchloseste Gefühl lächelte dem Kommenden freundlich entgegen; die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit einnehmender Bescheidenheit erwiedert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über alles, besonders über Musik und Dichtkunst, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten

Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach ein reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, in's Kleine zusammenschrumpfte, und manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde.

Schiller's anfänglich blasses Aussehn, das in Verfolg des Gesprächs in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und dies trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr einer übergroßen Eile beschuldigte. Diese so reizende und anziehende Persönlichkeit, welche nirgend etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, welche jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, welche nur die reinste Güte, ohne alle Schwäche verriethen — das alles mußte wohl die ganze Seele eines jungen Künstlers gewinnen, der mit lebhafter Empfänglichkeit begabt war, und seiner Bewunderung für den Dichter noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen.*) Streicher war 1761 zu Stuttgart geboren, und zählte also zwei

*) Streicher, S. 67.

Jahre weniger als Schiller. Dieser fand indeß Gefallen an dem neuen Bekannten, und lud ihn ein, recht oft zu ihm zu kommen, welche Erlaubniß Streicher denn auch eifrig benutzte. Selten verging ein Tag, ohne daß er den Dichter sah, und es bildete sich ein rückhaltloses Vertrauen zwischen beiden.

Noch ein anderer lieber Freund wurde, durch Schiller's poetische Schöpfungen zu ihm geführt; es war Conz, sein früherer Jugendgespiele aus Lorch, Derselbe hatte in den niedern Klöstern, dann im Stift Tübingen Theologie studirt, und auch von ihm waren schon einzelne Gedichte veröffentlicht worden. Conz fühlte sich zu dem reiferen, kühnstrebenden Dichter mächtig hingezogen, er besuchte ihn in den Ferien von Tübingen aus, und Schiller empfing den Schüchternen mit großem Wohlwollen. Dieser hatte, wie es scheint, den geistlichen Bildungsgang nicht sonderlich belebend gefunden, denn er stellte sehr bedenklich die Frage: Was würde Schiller's Genius für eine Richtung genommen haben, wenn er als vierzehnjähriger Knabe in die Kutte gehüllt und der mönchischen Zucht unterworfen worden wäre, welche damals in den Klosterschulen noch herrschte; überhaupt, wenn er die neunjährige Laufbahn eines würtembergischen Seminaristen hätte durchwandern müssen? *)

Schiller selbst fühlte sich, im Vergleich zu solchem Schicksal mit der Wendung des seinigen ausgesöhnt. „Ich bin nun fertig, ausgerüstet für die Welt!“ sagte er, und fügte hinzu: „Was wäre ich jetzt? — Ein tübingisches Magisterchen!“ Diese Worte wurden übrigens

*) Morgenblatt 1807, Nr. 201.

mit so viel Gutmüthigkeit hingeworfen, daß sie für Conz durchaus nichts Verletzendes haben konnten. Schiller ermunterte ihn, der Poesie treu zu bleiben, und schrieb ihm aus einem seiner Lieblingsautoren, dem Sallust, die anregende Stelle in's Stammbuch: „Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere; et quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere.“ Oft verweilte Conz in jenem kleinen Zimmer, wo der Dichter mit Kapff gemeinsam haus'te. Schiller traf den tübinger Freund einmal auf der Straße und nahm ihn mit nach Haus. Aber man fand bald die Thür verschlossen, denn Kapff war ausgegangen, und Schiller selbst hatte vergessen, seinen Schlüssel einzustecken. Da ergriff ihn die Ungeduld, und um nicht erst vom Hausbesitzer den Schlüssel zu holen, sprengte er die Thür durch einen einzigen Fußtritt. In dem Stübchen bemerkte Conz gewöhnlich nur wenig Bücher, doch sah er auf Schiller's Schreibtisch den Karlsruher Nachdruck von Klopstock's Oden. Beim Oeffnen des Buches fand er, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Gedichte mit derben Dintenzügen über Kreuz durchstrichen war. Lächelnd fragte er, was das zu bedeuten habe, und Schiller erwiederte: „Diese gefallen mir nicht!“ Als Conz nun genauer aufblätterte, freute er sich, seine liebsten Oden: der Züricher See, an Cidli, an Fanny, Wingolf, an Ebert 2c. verschont zu sehen. Das Verdammungsurtheil hatte vorzüglich solche getroffen, in denen die Reflexion und eine grammatisch-wissenschaftliche Tendenz die wahrhaft lyrische Begeisterung überwog. Voll Theilnahme gedachte Conz des Gedichts:

„Der Eroberer“, das Schiller vier Jahre zuvor im schwäbischen Magazin hatte drucken lassen, aber dieser sagte ablehnend: „O damals war ich noch ein Sclave von Klopstock!“ *)

Zur Zeit dieses freundlichen Verkehrs mit Schiller, dichtete Conz ein vaterländisches Trauerspiel: „Constantin von Schwaben (Tübingen, 1782)“; später hat er sich besonders als geschmackvoller Uebersetzer des Aeschylos und Anakreon bekannt gemacht. Er war aber nur in der literarischen Welt zu Hause, in der wirklichen blieb er ein Fremdling. Weil er glaubte, alle Menschen müßten gut und kindlich sein, wie er, so verging selten ein Tag, der ihn nicht in dieser Ueberzeugung recht bitter getäuscht hätte. Zehn Jahre nach Schiller's Entfernung von der Heimath, traf er wieder mit dem braven Landsmann zusammen; Conz starb, als Professor in Tübingen, am 20. Juni 1827.

Während Schiller von einem Kreise regsamer Freunde umgeben war, mangelte ihm zwar noch der Umgang mit gebildeten Frauen, doch ganz entbehren sollte er auch diesen nicht. Auf der Akademie befanden sich zwei Brüder von Wolzogen, die Söhne eines verstorbenen Gutsbesitzers in Franken. Sie gehörten zu einer andern Lehrabtheilung als Schiller, auch waren sie jünger als er, deshalb gab es, trotz des nahen Zusammenlebens, wenig Berührungspunkte für die akademischen Genossen. Aber Wilhelm von Wolzogen faßte, sobald ihm die Dichtungen seines ehemaligen Mitzöglings bekannt wurden, eine herzliche Zuneigung für diesen. Er nahm seitdem innigen Antheil an

*) Zeitung f. d. elegante Welt 1823, Nr. 3 u. 4.

Schiller, und empfahl ihn seiner Mutter, einer Frau von seltener Herzensgüte, welche kein Opfer scheute, wenn es das Glück ihrer Freunde galt. Mit vier Söhnen und einer Tochter hatte der Gatte sie, in beschränkten Vermögensumständen, zurückgelassen. Da bei der Erbtheilung das Familiengut Bauerbach nebst der Herrschaftswohnung einem Bruder des Verstorbenen zugefallen war, so kaufte sich Frau von Wolzogen*) dort ein kleines Haus, in welchem sie gewöhnlich lebte. Hülfreich und wohlthätig zu sein, war ihre Natur. Ihr lebendiges Herz und ein angeborener Sinn für alles Gute und Schöne machten ihren Umgang anmuthig und wünschenswerth, und erwarben ihr überall Freunde. Die Gräfin Franziska von Hohenheim interessirte sich lebhaft für sie und für das Schicksal ihrer Söhne. Häufige Reisen nach Stuttgart erhielten das Verhältniß, und verflochten sie in mancherlei Verbindungen. Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an sie an, er machte sie auch bald mit seiner Familie bekannt, und ein treuliches Band umschlang die guten Menschen.**)

Zu diesem Kreise gesellte sich, durch Schiller's Vermittlung, die Wittwe des im Jahre 1779 verstorbenen Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters Vischer. Der Dichter wohnte zur Miethe bei ihr, und es entstand ein Verhältniß zwischen ihnen, welches in seiner seltsamen Mischung aus Freundschaft und liebevoller Neigung, von

*) Henriette Marschalk von Ostheim, geb. den 18. Juni 1744, war vermählt mit dem Freiherrn v. Wolzogen, Legationsrath und Herr zu Bauerbach; sie starb am 7. August 1788.

**) Caroline von Wolzogen.

vielen nicht begriffen, und deshalb vollkommen mißdeutet wurde. Luise Dorothea Vischer, geborene Andräe aus Stuttgart, war eine magere Blondine mit blauen, schwimmenden Augen. Man konnte sie durchaus nicht schön nennen, auch war sie acht Jahre älter als Schiller*), doch besaß sie, vielleicht eben für jüngere Männer, etwas Anziehendes und Pikantes. Weder durch Geist, noch durch Talente zeichnete sie sich besonders aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltirten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung „Laura am Klavier“ kundgiebt. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüth sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er Abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen.**)

Auf solche Weise entwickelte sich ein traulicher Verkehr zwischen Schiller und seiner Nachbarin. Er bedurfte des weiblichen Umgangs, und wie hätte er eine Frau zurückstoßen können, die ihm mit tausend Gefälligkeiten entgegenkam. Willig übertrug er sogar die Vorzüge ihres Gemüths auf ihre äußere Erscheinung, und idealisirte sich, was andere unschön fanden. So lebten denn beide gar bald in einem Freundschaftsbündniß, welches möglicher

*) Sie wurde geboren am 24. August 1751.

**) Diese Mittheilungen empfing ich zum großen Theil durch Schiller's Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, welche sie nach den Erzählungen der Tante Reinwald gab, „der die alten Zeiten noch wie gestern und heute vorschwebten.“

Weise auch einen sinnlichen Anflug haben mochte, ohne jedoch irgend die Grenzen der guten Sitte zu überschreiten. Dergleichen Beziehungen werden vom großen Haufen fast immer falsch beurtheilt, weil er sie nur nach dem gemeinen Maßstabe seines eigenen Werthes abmessen kann. Selbst Petersen hat in seinen handschriftlichen Notizen über Schiller solch arge Gerüchte ausgebeutet*), doch mag er wohl erst daran geglaubt haben, als die Frau Vischer sich in späterer Zeit wirklich sittenlose Dinge zu Schulden kommen ließ. Abel versichert dagegen, es sei zwischen Schiller und seiner freilich überschätzten Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte.

Um dieses Zeugniß zu bestätigen, braucht man nur die unmittelbaren Nachrichten über das Verhältniß, welche uns aufbewahrt sind, an einander zu reihen. Wir finden Schiller und die Hauptmann Vischer zuvörderst oft in Gesellschaft der Frau von Wolzogen; eine so edle, achtungswerthe Frau würde sich aber sicher von ihnen entfernt haben, hätte irgend ein Makel auf ihrem Umgang geruht. Sie reiste guten Muthes im Frühjahr 1782 nach Mannheim, als sich Schiller dorthin begab, um einer Vorstellung der Räuber beizuwohnen. Am 24. Mai meldete er dem Herrn von Dalberg, das ungeduldige Verlangen, sein Schauspiel noch einmal zu sehen, veranlasse ihn, nach Mannheim zu kommen; „einige Freunde und Dames" würden ihn begleiten. Den nächsten Morgen schrieb Schiller an Hoven: „Frau von Wolzogen, Frau

*) Vergl. Schiller's Leben von Schwab, S. 80. Der Verfasser machte mir die Mittheilung, daß die dort erwähnten „ungedruckten Nachrichten" von Petersen herrührten.

Hauptmann Vischerin und ich machen zusammen eine Reisegesellschaft aus. Willst Du Partie mitmachen, so bist Du von uns allen freundlich eingeladen."

Schiller athmete die Freuden dieser wahren Lustfahrt mit vollen Zügen ein, doch bei der Heimkehr konnten die beiden Damen nicht verschweigen, daß sie eine Aufführung der Räuber zu Mannheim erlebt hätten, und zwar in Schiller's Gesellschaft. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es halb Stuttgart, endlich auch der Herzog, und unser Dichter mußte mit langem Arrest für den kurzen Ausflug büßen. Während dieser Gefangenschaft erwachte in Schiller der Plan seiner Flucht, und nachdem dieselbe vollbracht war, schrieb er (6. November) an die geliebte Schwester Christophine: „Wenn Du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Vischerin empfiehl mich." Bald darauf, den 19. November, richtete Schiller aus Mannheim einen Brief an seine Eltern. Er war eben im Begriff, von Oggersheim nach Bauerbach überzusiedeln, und da er auf Immer weggehen wollte, so konnte er die Sehnsucht nicht besiegen, seine Lieben noch einmal wiederzusehen. Deshalb bat er die Mama mit Christophinen, ihm in Bretten ein Rendezvous zu geben, wobei er den Wunsch aussprach: sie möchten die Vischerin und die Wolzogen auch mitnehmen, weil er jene doch wohl zum letzten Male sprechen würde. Damals muß also ihr Ruf noch völlig unbescholten gewesen sein; wie hätte er sonst, dem strengen Vater und der religiösen Mutter gegenüber, die Bitte wagen dürfen, ihm die Frau Vischer, in Begleitung seiner Schwester, selbst zuzuführen.

Schiller kam nun nach Bauerbach, er lebte zwischen

Bergen und Fichtenwäldern vergraben; nur den nächsten Freunden entdeckte er seinen Aufenthalt. Auch der Wittwe Vischer schrieb er von dort, und sie war unbesonnen genug, die Zeilen des Flüchtigen an fremde Leute mitzutheilen, wodurch sein Versteck ein öffentliches Geheimniß wurde. Tief kränkte ihn dieser Vertrauensbruch, doch wollte er den begangenen Fehler möglichst wieder gut zu machen suchen. Deshalb sendete Schiller im Januar 1783 einen Brief an Frau von Wolzogen, welcher anscheinend aus Hannover kam und die Bestimmung hatte, in Stuttgart gezeigt zu werden, um von seiner Spur abzulenken. Darin heißt es: „Von der Frau Vischer*) habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den niemand zu Gesicht hätte bekommen sollen. Sie communicirte ihn einem gewissen Offizier; sie hätte mir lieber ich weiß nicht was thun können. — Eine solche Indiskretion (das ist der gelindeste Name) thut weh, und ich dachte beßer von ihr. Wie muß man sich oft in seinen liebsten Personen betrügen!" —

Aus diesen Worten Schiller's spricht verletzte Freundschaft, aber kein Hauch einer zärtlichen Neigung. Wäre der erwähnte Brief ein Liebesbrief gewesen, dann würde die Wittwe Vischer denselben auch wohl schwerlich einem Offizier gezeigt haben. Seitdem schien das Band, welches den Dichter an die schwatzhafte Frau gekettet, für

---

*) Zwar hat Caroline v. Wolzogen beim Abdruck des Schreibens den Namen ausfallen lassen, aber die Frau Baronin von Gleichen, jetzt im Besitz jener Briefe, bestätigte mir, daß das Original die Wittwe Vischer nennt.

immer zerrissen, aber noch war sie bei seinen Eltern wohl gelitten, und besuchte die wackern Leute auf der Solitüde. Schiller's Schwester Christophine, ein Muster weiblicher Sitte bemühte sich, den Bruder mit ihr auszusöhnen, und schrieb ihm deshalb am 9. September 1783: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischerin wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder; es ist nicht recht, daß Du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnahme nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft erwiesen."

Bei Schiller's leichtversöhnlichem Herzen bedurfte es nicht mehr und am 1. November 1783, als er bereits dauernd in Mannheim lebte, meldete er der Frau von Wolzogen: „Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe, auch von Frau Vischerin*), der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier besuchte, ein Meßgeschenk nebst meiner Silhouette geschickt habe." Schon damals liebte Schiller die Tochter der Wolzogen, und später warb er förmlich um Charlottens Hand. Würde er nun wohl derselben Frau, welche er sich zur Schwiegermutter wünschte, dergleichen Dinge so unbefangen erzählt haben, wenn ihr die Hauptmann Vischer nicht als eine ehrbare Person und sein Verhältniß zu dieser als ein rein freundschaftliches bekannt gewesen wäre? — Ich denke, wer alle mitgetheilten Einzelheiten aufmerksam vergleicht, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Liebschaft zwischen Schiller und seiner Hausgenossin niemals bestanden hat.

*) Auch hier hat Carol. v. Wolzogen den Namen ausgelassen.

Schiller sah die Wittwe Vischer nicht mehr wieder, doch nun ließ sie sich vom Leichtsinn hinreißen, und verliebte sich in einen jungen Adligen aus Wien, der auf der Karlsschule Jurisprudenz studirte. Sie ging mit ihm durch; beide nahmen ihren Weg nach der Schweiz, doch schon in Tuttlingen wurden sie aufgefangen. Schiller's Vater war es, der dem Sohne dies Ereigniß brieflich meldete, und er fügte hinzu: „Ob sie in der Hoffnung ist, das wird bald versichert, bald verneint.“ Ihre spätern Lebensjahre brachte die Vischer in Tübingen zu, wo sie mit ihrer Schwester, einer verwittweten Decan Weber, eingezogen lebte. Hier wurde ihr die Chatoulle entwendet, welche Schiller's Briefe an sie enthielt.*) Vom Schicksal der interessanten Papiere ist weiter nie etwas bekannt geworden, und es bleibt uns also wenigstens eine entfernte Hoffnung, die verschwundenen Blätter noch einmal an's Licht kommen zu sehen. Luise Dorothea Vischer starb zu Tübingen am 21. April 1816, fast fünf und sechszig Jahre alt.

Mit einigen gebildeten jungen Mädchen kam Schiller, während des Stuttgarter Aufenthalts, durch seine Schwester Christophine in Berührung. Hauptsächlich war die Letztere innig befreundet mit der begabten Künstlerin Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedikus, erzogen wurde. Sie stand in demselben Alter, wie Schiller, und da sie nicht nur das seltenste Talent zur Malerei, sondern auch in jeder anderen Weise ausgezeichnete Eigenschaften besaß, so gehörte

*) Gefällige Mittheilung des Herrn Prof. Vischer in Tübingen, welcher indeß kein Verwandter der Hauptmann Vischer ist.

sie wohl zu den Erscheinungen, welche seine Ehrfurcht vor einer hohen, reinen Weiblichkeit begründeten. Sie verlebte manche traulich schöne Stunde im Schiller'schen Familienkreis, wo des Dichters Mutter sie ihren Liebling zu nennen pflegte. Ludovike hatte sich mit dem Lieutenant Simanoviz verlobt, und wurde dessen Gattin. Stets blieb sie in freundlicher Beziehung zu Christophine und Schiller, den sie aus der Ferne mit den Bildern seiner Eltern beschenkte. Als er nach Jahren die Heimath wiedersah, war ihm der Umgang mit Ludovike Simanoviz besonders werth; sie malte damals ihn nebst seiner Gattin, und dies sind unstreitig die besten Portraits, die wir von beiden besitzen.*)

Wir haben gesehen, daß Schiller an frischem ermunterndem Verkehr keinen Mangel litt. Talentvolle strebsame Jünglinge umgaben ihn, freundliche Gönnerinnen äußerten Theilnahme für seine poetischen Leistungen. Hierzu kam noch das liebe Elternhaus, und es herrschte jetzt ein heiter gemüthliches Regen in dessen Räumen. Christophine, die vertraute Gespielin seiner Kindheit, wurde nun auch in Schiller's dichterische Träume und Entwürfe eingeweiht, ehe sie für das Ohr eines Andern reif schienen. War sie doch selbst mit künstlerisch schaffendem Sinn begabt; ihr Talent zum Zeichnen und Malen hatte sich, namentlich durch Ludoviken's Unterstützung, bedeutend gehoben. Die herrliche Baum- und Blumenfülle in den Schloßgärten der Solitüde dienten ihr als Studienblätter, denn sie liebte die Natur über alles, und wußte sie bald recht ansprechend nachzubilden.

*) Vergl. Ludovike, ein Lebensbild. 2. Ausg. Stuttgart 1850, S. 11, 51 u. f.

Jedes neue Gedicht wurde der verschwiegenen Schwester vorgelegt, ja sie übernahm sogar das Amt eines Sekretairs für Schiller, und lieferte ihm seine wild hingeworfenen, vielfach durchstrichenen Poesien in saubern Abschriften zurück. Was einen dramatischen Charakter hatte, wurde durch ihre Beihülfe zur Darstellung gebracht, und die Geschwister führten mit einander Scenen aus der lyrischen Operette „Semele" auf. Schiller zog denn auch zuweilen in Begleitung seiner Freunde Petersen, Scharffenstein und Streicher nach der Solitüde, oder Hoven kam vom nahen Ludwigsburg als Gast herüber. An solche Lustfahrten zurückdenkend, sagt Scharffenstein: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten. Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten."*)

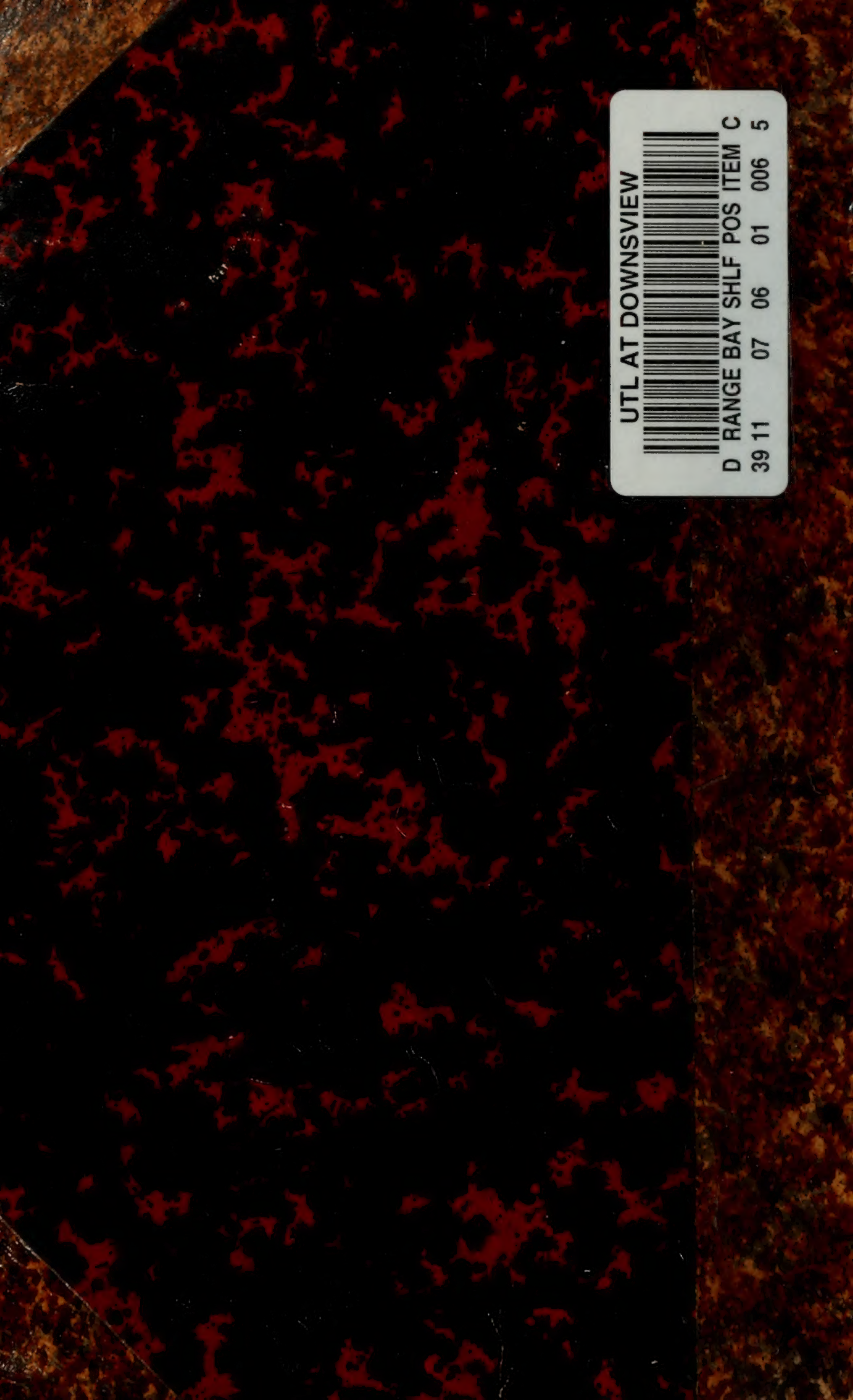
Schiller strebte indeß fortdauernd, auch im Auslande bekannt zu werden, und seinen literarischen Wirkungskreis zu erweitern. Er schrieb an Wieland, und war ganz glücklich, als er von dem verehrten Manne eine Antwort erhielt, welche nicht nur das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistungen Schiller's würdigte, sondern überhaupt sehr geistvoll und schmeichelhaft war. Unter anderm sagte der berühmte Dichter zu seinem erst aufsprossenden Genossen: „er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen." Für die jungen Freunde Schiller's bildete es ein wahres Fest, diesen

*) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

Brief zu lesen, dessen schöne, reine Schrift, dessen fließende Schreibart zu bewundern, und sich über den Inhalt zu unterhalten. Mit Stolz hoben sie hervor, daß der Sänger des Musarion auch ein Schwabe sei, und daß dieser Schwabe der feinsten Welt die Sprache der Grazien verkündige. *)

*) Streicher, S. 32 u. 173.

Seite 256 Zeile 6 ist Konradin für Constantin zu lesen


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 06 01 006 5